

Nr. 57 Dezember 2014

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift





Foto: gynti_46
(CC BY-NC-SA 2.0)
[flickr.com/photos/gynti/4269017233/](https://www.flickr.com/photos/gynti/4269017233/)

Liebe Leserinnen und Leser,

die kalte Jahreszeit beginnt langsam, und wir haben uns wieder einmal in das warme Sturagebäude verkrümelnt, um ein neues Heft zu basteln. Wie Ihr bestimmt auch am Umfang erkannt habt, hatten wir dieses Mal besonders viel Unterstützung von freien Mitarbeitern. Unter anderem haben auch Erasmus-Studenten aus Frankreich an dieser Ausgabe mitgearbeitet. So können wir Euch mit extra viel Lesestoff in die dunkle Jahreszeit schicken. So berichtet zum Beispiel unser freier Mitarbeiter Karl von seinen Erfahrungen im Umgang mit Autismus. Außerdem erfahrt Ihr etwas über Studierende im Oman. Viel Spaß beim Lesen dieser internationalen Weihnachtsausgabe der *hastuzeit*. Ein frohes Fest und einen guten Rutsch wünschen Euch

Johanna und Chris

Dear Readers,

While Christmas madness is already all over the place, you will now need some gloves to turn the pages of this final issue of the year. While days were getting shorter, our editorial team has grown in number with lots of new writers, some of them even Erasmus students. We have all worked hard to get all this issue done.

What's it like to be an autistic among other students? Why does the techno scene still attract people? How do modern and traditional life work together while studying in Oman? How do people all over the world celebrate Christmas? In this issue, we will provide answers to questions like these and many more. We hope you will enjoy reading this *hastuzeit* issue and wish you all a great Christmas season with the ones you love. See you in 2015.

Johanna and Chris.

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Johanna Sommer (verantwortlich), Christian Schoen

Redaktion: Konrad Dieterich, Tobias Hoffmann, Julia Plagentz

Freie Mitarbeit: Anne-Lise Braesch, Friederike Eydam, Corinna Friedrich, Norbert Herbstreit, Karl Hollerung, Katja Karras, Alexander Kückes, Lukas Lange, Daniela Marx, Robert May, Friederike Minsel, Carolin Schmidt, Elodie Sauër, Karim Ben Sghaier, Jule Szymanowski, Paul Thiemicke, Laura Winkler, Sebastian Witzgall, Max Zeising

Layout: Konrad Dieterich, Christian Schoen

Titelbild: Tobias Hoffmann

Lektorat: Konrad Dieterich, Friederike Eydam, Corinna Friedrich, Tobias Hoffmann, Karl Hollerung, Daniela Marx, Julia Plagentz, Johanna Sommer, Jule Szymanowski

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 19.11.2014

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.00 Uhr im Stura-Gebäude statt, außer in der vorlesungsfreien Zeit (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Einige entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizenzen unter <http://creativecommons.org/licenses/>

Inhaltsverzeichnis



Stura aktuell – Die Seiten des Studierendenrats der MLU 4

hastuUni

Alle außer Halle? – MLU will sich nicht auf Kürzungen einlassen 7

Vom Sollen und Sein – Institutgruppen – Studentisches Engagement 9

Aktiv komatös – Studierende interessieren sich nicht für Politik 12

Von Sprintern und Marathonläufern – Dauerstudenten an der Uni 13

»Stülze mit Vanillesoße« – Kochkurs des Studentenwerks 15

Wissen auf neuen Wegen – Mit dem MDV-Ticket nach Leipzig 17

Rechtslage: ungeklärt – Sexuelle Belästigung an der MLU 20

Wenn das Studium krank macht – Leistungsdruck und Stress 21

hastuPause

Weihnachten am anderen Ende der Welt – Feierbräuche nah und fern ... 23

Studiengeflüster – Medikamentenkonsum der Studierenden 24

Gendern in Oman – Studentinnen und Studenten an der Uni in Oman ... 26

Reif für die Insel? – Als Fremdsprachenassistenten in England 29

»Nicht nur Arme und Beine trainieren« – Trainer des VfL Halle 96 31

Wilmaaaaa! – Zusammenleben mit Mitbewohnerin Wilma 33

Spießige Alternativität? – Alternative Studierende an der MLU 34

Von der Uni zu UNICEF – Arbeitsgruppen in Halle und Paris 35

Autismus – eine unsichtbare Behinderung – Aus eigener Erfahrung 38

Für zwei, drei Bier – Konzertpreise in Halle 41

Techno, Drogen und Paradiesvögel – Ecstasy und Tanzen im Club 43

Rammstein trifft Michael Ende – Theaterrezension 45

Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine 47



Stura aktuell

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer ...)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Montag, Dienstag und Donnerstag von 14.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung, Nebenjob- und Praktikaberrung

jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11

Fax. 0345 552 70 86

Mail: stura@uni-halle.de

www.stura.uni-halle.de

www.facebook.com/sturahalle

25. Studierendenrat der MLU im Amt

Der 25. StuRa der MLU wurde am 20. Oktober 2014 konstituiert und ist damit offiziell im Amt. Den Vorsitz übernehmen Valerie Groß und Norman Köhne, Finanzer bleiben Tobias Neumann und Raik Fischer, Sozialsprecher sind Lena Bonkat und Mirjam Sorge, die Sitzungen werden von Carl Eisenbrandt und Jenny Kock geleitet, und um die Fachschaftsratskoordination kümmert sich Michel Kleinhans.

Alle neuen Mitglieder und Stellvertreter findet Ihr unter: www.stura.uni-halle.de/studierendenrat/mitglieder/

Wir bedanken uns ganz herzlich bei allen Mitgliedern des 24. StuRas für eine tolle und spannende Legislatur.

Damit sind wir nun auch offiziell 25 Jahre alt, und so war das große Jubiläum des Mauerfalls am 9. November auch für uns etwas Besonderes – studentische Selbstverwaltung und Interessenvertretung wurden in der DDR nicht geduldet und hochschulpolitische Gremien Anfang der fünfziger Jahre aufgelöst. Mit dem Fall der Mauer kehrten Demokratie und Mitbestimmung in die ostdeutschen Universitäten zurück: Vor 25 Jahren gründeten sich StuRa und Fachschaftsrate neu.

Arbeitsrechtliche Beratung für Nebenjob und Praktikum im StuRa

Die Nebenjob- und Praktikaberrung wird vom Hochschulinformationsbüro (HiB) Halle angeboten und ist die erste Anlaufstelle, wenn du Fragen zu den Themen »Jobben neben dem Studium« oder »Praktikum« hast. In den Sprechstunden, die immer donnerstags zwischen 14 und 16 Uhr im StuRa stattfinden, gibt es Tipps und Hinweise zu arbeits- und sozialrechtlichen Aspekten, die für Studierende wichtig sind.

Wir informieren zum Beispiel zu:

- Arbeitsvertrag, Arbeitszeugnis und Praktikum
- Alles rund ums Thema Nebenjob (Kündigungsschutz, Urlaubsanspruch etc.)

- Sozialversicherung (Pflichtversicherungen im Studium und Nebenjob)

Eine Anmeldung für die Beratung erfolgt online auf: www.stura.uni-halle.de/service/nebenjob-und-praktikaberrung/

Neuer Angestellter für Systemadministration

Seit Oktober kümmert sich Christian Reinsch um die einwandfreie Funktionsfähigkeit unserer Technik und übernimmt damit für unseren langjährigen Systemadministrator Lutz Meier. Wir wünschen Lutz für seine Zeit nach dem StuRa alles Gute: Vergiss uns nicht ganz.



Sportcup

Am 12. November fand die Arbeitskreis Sport und Gesundheit (AK SpuG) Fußball-Fachschafts-Meisterschaft in der Universitätssporthalle in der Selkestraße 7 statt. Es waren mit den Fachschaften der PhilFak I, der Agrarwissenschaften, der Medien- und Kommunikationswissenschaften, der Chemiker sowie denen der Juristen und der Wirtschaftswissenschaften, die mit jeweils zwei Mannschaften antraten, acht Teams vertreten.

Der AK SpuG bedankt sich als offizieller Veranstalter bei allen Beteiligten und gratuliert den Juristen zu einem knappen 1:0 Sieg im Finale über die WiWis. Dritter wurde die zweite Mannschaft der WiWis, die sich gegen die Agrarwissenschaftler durchsetzen konnten. Der Wanderpokal, um den gespielt wurde, bleibt somit ein Jahr lang im Besitz des FSR Jura. Aufgrund des positiven Feedbacks planen wir, neben einer Neuauflage des Cups 2015, weitere Fachschaftsturniere.



Sportcup-Kapitän der Juristen Yusuf Aydinbas (zentral unten) mit dem Stura-Wanderpokal. Foto: Jan Mesching

Probleme mit den Straßenbahnkontrolleuren? Wichtige Infos zum Semesterticket

Ihr habt uns in den letzten Wochen immer wieder über Probleme mit dem neuen Semesterticket berichtet. Konkret geht es um Fälle, in denen die Kontrolleure der HAVAG und das HAVAG-Servicecenter unzureichend über die Leistungen des neuen Semestertickets informiert sind.

Das betrifft vor allen Dingen die Frage der Studierendenausweise und der Mitnahme von Kindern. Da es zu Verwirrungen kam, wollen wir noch mal klarstellen:

- Sowohl die neuen (hellgrünen) als auch die alten (dunkelgrünen)

Studierendenausweise gelten als Fahrtberechtigung, solange der Aufdruck auf dem Ausweis lesbar ist und

- In der Zone 210 (Halle) können eure eigenen Kinder bis zum Alter von 13 Jahren kostenfrei auf Eurem Semesterticket mitfahren

Falls Ihr aufgrund von Fehlinformationen seitens der HAVAG ein Bußgeld zahlen sollt, bitten wir Euch, das Bußgeld mit Verweis auf die Vertragsregelungen nicht zu bezahlen. Meldet Euch bitte bei uns, falls Ihr Probleme

habt, damit wir Euch unterstützen können. Das gilt auch, wenn Ihr aufgrund von Fehlinformationen bereits ein Bußgeld gezahlt habt.

Kontakt: semesterticket@stura.uni-halle.de

Ausschreibung

Wir suchen zum 1.3.2015 einen neuen Mitarbeiter (m/w) für den Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Bewerbungsschluss ist der 31.12.2014. Die Ausschreibung findet Ihr unter: www.stura.uni-halle.de



Normen ins Wanken bringen: Eine studentische Vorlesungsreihe widmet sich Ansätzen aus der Queer Theory

Ein Morgen an der Uni, Anfang 2011. Ich stehe mit einer Kommilitonin im Foyer. Da kommt ein Dozent an uns vorbei. Sein Blick bleibt an ihrem schwangeren Bauch hängen; er hält an. »Weißt du schon, was es wird?«, fragt er. Das Interessante an dieser Situation ist nicht die Antwort meiner Kommilitonin. Das Interessante ist, wieso unser Dozent diese Frage stellte. Wie kam er auf diese Idee? Warum erschien ihm gerade diese Frage wichtig? Wieso nahm er sich das Recht heraus, den Körper seiner Studentin zu kommentieren?

Seit mittlerweile sieben Jahren existiert an der MLU eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe, deren Inhalte helfen, Situationen wie die oben beschriebene besser zu verstehen. »que(e)r_einsteigen« bietet Wissenschaftler_innen eine Bühne, die sich auf queere und feministische Ansätze berufen. Kernidee der sogenannten Queer Theory ist eine dekonstruktivistische Betrachtung der Kategorie Geschlecht. Queere Ansätze wehren sich gegen die Annahme, Geschlecht sei eine »natürliche« Eigenschaft von Körpern. Stattdessen lenken sie den Blick auf die gesellschaftlichen Vorgänge, die Geschlecht herstellen. Das Phänomen Geschlecht wird also als Folge menschlicher Interpretation, nicht als »objektive Realität« betrachtet.

Wenn Ärzt_innen das Genital eines Neugeborenen ausmessen und anschließend auf dem Formular ihr Kreuzchen bei »weiblich« (= Genital kleiner als 1 cm) oder »männlich« (= Genital größer als 2 cm) machen, produzieren sie damit das Geschlecht des Babys. Neugeborene, deren Genital zwischen 1 und 2 cm

misst, werden oft ohne medizinische Notwendigkeit kosmetischen Zwangsoperationen unterzogen. Unter den Langzeitfolgen leiden sie ihr Leben lang.

Die Einteilung aller Menschen in zwei Geschlechter verneint also nicht nur die unendliche Vielfalt biologischer Körper, sondern führt auch zu Gewalt gegen diejenigen, die nicht ins Konzept passen. Intersexuelle Menschen und Trans*menschen sind davon besonders stark betroffen.

Auch für diejenigen, die in Bezug auf ihr Geschlecht – oder auch auf Race, Klasse, Nationalität – eindeutig in gesellschaftliche Kategorien eingeordnet werden, trägt diese Einordnung Folgen. In der Schublade »Frau« warten Diskriminierungen, in der Schublade »Mann« Privilegien: 24 Prozent mehr Lohn, Comics mit starken männlichen Heldenfiguren, nächtliche Spaziergänge im Park ohne Angst vor Vergewaltigung.

An der Zuweisung des Geschlechts hängen zahlreiche Annahmen. Wer mich als Frau ansieht, geht beispielsweise meistens davon aus, dass ich Kinder lieber mag als Autos, dass ich besser kochen kann als Glühbirnen wechseln und dass ich lieber mit Männern schlafe als mit Frauen. »Heteronormativität« heißt das sozialwissenschaftliche Konzept, das diese gesellschaftlichen Stereotype zusammenfasst.

In der Vorlesungsreihe des studentischen Arbeitskreises »que(e)r_einsteigen« geht es um

solche Stereotypen und deren Folgen. Ein Vortrag im Wintersemester 2013/2014 beispielsweise erklärte, wie Menschen es schaffen, durch Tierdarstellungen Heterosexualität als etwas »Natürliches« erscheinen zu lassen. Ein Vortrag im aktuellen Semester zeigt auf, wie die Gesellschaft intersexuellen Menschen verwehrt, selbst über ihren Körper zu bestimmen. Doch die Vorlesungsreihe beschränkt den Begriff »queer« nicht auf eine Dekonstruktion von Geschlecht. Im erweiterten Sinne ist jede Frage »queer«, die das hinterfragt, was wir sonst für selbstverständlich, »natürlich« und »normal« halten. So gibt es in der aktuellen Reihe zum Beispiel einen Vortrag zum Thema Klassismus und einen anderen, der nach rassistischen Ausschlüssen innerhalb deutscher feministischer Bewegungen fragt.

Auch wenn manche Konzepte abstrakt klingen, beziehen sie sich auf Vorgänge, die viele von uns ständig erleben. Queere Kritik lässt sich auch im Alltag umsetzen. Manchmal reicht schon ein kleiner Schubs, um eine Norm ins Wanken zu bringen. So zum Beispiel an diesem Morgen im Jahr 2011, an dem ein Dozent meine Kommilitonin fragte, »was« aus dem Inhalt ihrer Gebärmutter würde. Sie starrte ihn an, als hätte sie die Frage noch nie gehört. Dann sagte sie: »Das wird ein Mensch!«

Die Vorträge des Arbeitskreises que(e)r_einsteigen finden jedes Wintersemester donnerstags um 19.00 Uhr (st) im Audimax statt. Das genaue Programm, weitere Termine sowie Audioaufnahmen der vergangenen Vorträge findet ihr auf dem Blog: www.queereinsteigen.de



Alle außer Halle?

Obwohl den Hochschulen mehr Geld winkt, besteht der Wissenschaftsminister auf Kürzungen. Nur die MLU weigert sich, Sparmaßnahmen an sich selbst vorzuschlagen. Für den 2. Dezember ruft das Aktionsbündnis zu einer Demo auf.

Dieter Körholz zeigte sich verwundert, als eine studentische Delegation ihm eine Petition zum Erhalt der Japologie übergab. Am 19. November waren bereits über 1000 Unterschriften zusammengekommen, auch aus Japan und anderen Ländern. Die Japologie stehe derzeit doch gar nicht zur Debatte, erklärte der Prorektor für Studium und Lehre. Anlass der Online-Petition, die noch bis 1. Dezember läuft, sind mehrdeutige Formulierungen im Hochschulentwicklungsplan der Martin-Luther-Universität.

Um 4,7 Millionen Euro sollen die Hochschulen den Landeshaushalt in jedem der kommenden fünf Jahre entlasten, insgesamt 24 Millionen. Fast die Hälfte der Kürzungen betrifft die Martin-Luther-Universität. So will es die Bernburger Vereinbarung vom November 2013, die alle Rektoren unterzeichnet haben. Und darauf beruft sich Wissenschafts- und Wirtschaftsminister Hartmut Möllring (CDU), wenn er von den Hochschulen erwartet, dass sie in ihren Hochschulentwicklungsplänen eigene Sparvorschläge machen. Fixiert

werden diese in Zielvereinbarungen zwischen den Hochschulen und dem Land, die wiederum Voraussetzung dafür sind, dass die Universitäten in eigener Verantwortung mit dem Geld des Landes wirtschaften können.

Geld in Sicht

4,7 Millionen: Vor einem Jahr erschien dies als großes Zugeständnis unter dem Druck großer Demonstrationen in Halle und Magdeburg, denn das Land wollte unter Hinweis auf die »Schuldenbremse« noch sehr viel mehr kürzen. Doch die Welt ist nicht stehengeblieben, und aus Berlin leuchtet der Hoffnungsschimmer heller denn je. Schon seit Mai dieses Jahres ist bekannt, dass die Länder ab 2015 die Ausbildungsförderung nach BAföG nicht mehr mitbezahlen müssen. Sachsen-Anhalt rechnet mit gut 28 Millionen Euro im kommenden Jahr. Die tatsächliche Entlastung könnte noch deutlich höher ausfallen, denn im Jahr 2012 trug das Land 38,5 Millionen Euro zum BAföG bei. Die »Grundintention« war, mit den frei werdenden Mitteln »die Grundfinanzierung der Hochschulen zu stärken«, erklärte Bundesbildungsministerin Johanna Wanka (CDU) noch Mitte November gegenüber Deutschlandradio Kultur.

Der Hochschulpakt wird über 2016 hinaus bis 2020 fortgeführt. Diese Zuschüsse zur Schaffung von mehr Studienplätzen konnten die Hochschulen bisher nicht einplanen, da sie erst Ende Oktober beschlossen waren. Zudem hat der Bundestag am 13. November wie erwartet das Kooperationsverbot gelockert. Das bedeutet, dass der Bund nun auch Studium und Lehre mitfinanzieren darf. 2006 hatten die Länder im Rahmen

der Föderalismusreform noch ihre »Bildungshoheit« durchgesetzt, heute werden sie kaum etwas gegen eine finanzielle Beteiligung des Bundes einzuwenden haben. Die Zustimmung des Bundesrats am 19. Dezember gilt daher als sicher.

Kann bei diesen finanziellen Aussichten noch eine Kürzung begründet werden, die an die Substanz der Hochschulen geht? Ja, findet Finanzminister Jens Bullerjahn (SPD). Die Hälfte der BAföG-Entlastung, also knapp 15 Millionen nach Rechnung des Landes, soll in die Schulen fließen. Die andere Hälfte soll zwar dem »Bereich Hochschulen/Wissenschaft« zugekommen, aber nicht in die Grundfinanzierung, sondern in Forschungsprojekte und Investitionen. Die Studierenden werden davon wenig haben, meint Daniel Möbus, hochschulpolitischer Referent des Stura. »Außerdem will der Finanzminister bei sinkenden Steuereinnahmen auch noch in diesen BAföG-Topf greifen.« Laut der aktuellen Steuerschätzung wird das Land im kommenden Jahr 97 Millionen Euro weniger einnehmen als noch im Mai erwartet. Zwar hat der Landtag im Juli 2013 für die Erhaltung der Studienplatzzahlen votiert, doch das beeindruckt auch den Wissenschaftsminister nicht. Für entscheidend halte er die Beschlüsse, die das Parlament »uns in den Haushalt schreibt«, meinte Möllring in der Mitteldeutschen Zeitung. Die Rektoren der Landeshochschulen fühlen sich an die Bernburger Vereinbarung ebenfalls weiterhin gebunden. Bis auf den Rektor der Martin-Luther-Universität.

Unrealistische Kürzungen

In seinem Entwurf zum Hochschulentwicklungsplan argumentiert das Rektorat gegen die Sparforderungen des Landes an. Viele Fächer gehörten zu Forschungsschwerpunkten oder notwendigen Landesaufgaben. Vier der fünf vom Land vorgeschlagenen Streichkandidaten (Geowissenschaften, Informatik, Psychologie, Sport) seien zur Lehrerbildung notwendig, mit der Informatik sei auch ein Forschungsschwerpunkt berührt. Beim fünften Kandidaten, der Medien- und Kommunikationswissenschaft, habe die Regierung selbst Interesse an einem landesweiten Ausbau bekundet. Ohnehin könnte die MLU die geforderte Sparsumme in den kommenden fünf Jahren nur durch Schließung von circa 15 Instituten erreichen, wobei sie circa 8000 Studierende verlöre.

Einige Maßnahmen schlägt der Plan vor, aber nicht alle dürften im Sinne des Landes sein. Da soll die Musikpädagogik an eine neue Landeshochschule ausgelagert und die Medienwissenschaft über eine »Kooperationsplattform« finanziert werden – hier hätte das Land also nichts gespart. Auch

das Studienkolleg wird erwähnt; für eine Schließung des Standortes Halle müsste das Land aber nach Ansicht der MLU das Hochschulgesetz ändern. Immerhin: Das »Zentrum für Ingenieurwissenschaften«, ein Restprodukt von Strukturmaßnahmen aus dem Jahr 2006, würde in den kommenden fünf Jahren genug Personal verlieren, um zwei Millionen Euro einzusparen.

Letzte Hoffnung Demo?

Als mögliches Einsparziel wird die Japanologie tatsächlich nicht benannt. An anderer Stelle greift der Plan die Empfehlung des Wissenschaftsrates auf, über die »stärkere Ausrichtung oder die Verlagerung« einiger kleinerer Fächer zu diskutieren. Neben der Japanologie werden auch die Südasiastudien, Indologie und Armenologie erwähnt. Dem gegenüber stehen Orientalistik, Ethnologie und die Archäologien als »starke Bereiche der MLU«. Die Initiatoren der Petition befürchten, dass die Japanologie somit als nachrangig eingestuft wird und eine Reduktion oder Schließung und Verlagerung nach Leipzig droht. Doch selbst wenn die Uni diese Absichten nicht hegt, mag das Land die Stelle anders lesen wollen.

Zwar stellt sich die MLU mit dem Hochschulentwicklungsplan schützend vor die gefährdeten Institute, aber die Landesregierung will hart bleiben. Der Abbau soll neben den Hochschulen auch Schulen, Städte und Gemeinden sowie die Kultureinrichtungen treffen. Bevor der Landtag den Doppelhaushalt 2015/16 verabschiedet, ruft das »Aktionsbündnis MLU« zu einer Demo am 2. Dezember auf – und hofft auf ähnlich viele Teilnehmer wie in den zurückliegenden beiden Jahren.

Heiße Getränke sind jedenfalls schon organisiert.

Text und Fotos: Konrad Dieterich

- Demo am Dienstag, 2. Dezember: 14.00 Uhr Start Moritzburg, 16.00 Uhr Ziel Opernhaus www.aktionsbuenndnis-halle.de
- Aktuelle Entwicklungen auf www.hastuzeit.de



Vom Sollen und Sein – Institutsgruppen

Über gute Ideen, Probleme und das gemeinsame Ziel studentischen Engagements



Wer sich an der Universität – neben seinem Studium – für Studenten einsetzen möchte, kann zwischen verschiedenen Formen und Ebenen wählen. Besonders deutlich zeigt sich dies für die Studenten an der Philosophischen Fakultät I, in der man zwischen drei Instanzen entscheiden kann.

Übergeordnet über allen Formen studentischen Engagements steht der Studierendenrat (StuRa). Die untergeordneten Fachschaftsräte (FSR) der verschiedenen Fakultäten der MLU decken in ihrer Funktion pro forma die einzelnen Zweigbereiche ab. Neben dem StuRa beziehungsweise seinen Fachschaften bestehen auch noch andere Formen, die das Arbeiten in diesen Gremien effektiv gestalten sollen. Zu nennen wären in diesem Falle

beispielsweise die Arbeitskreise und -gemeinschaften sowie Interessensvertretungen und -gruppen. Abseits dessen existiert aber noch ein ganz anderes Format studentischen Engagements: die Institutsgruppen (IG).

Von der Theorie zur Praxis

In der Theorie sind Institutsgruppen ihrer zugehörigen Fachschaft unterstellt und können laut StuRa-Satzung von ihr gegründet und wieder aufgelöst werden. Im Wesentlichen bestehen sie, um drei Aufgaben zu erfüllen. Erstens sollen sie die fachspezifischen Belange wahrnehmen, zum Zweiten die studentischen Interessen ihres Bereiches gegenüber dem zugehörigen Fachschaftsrat repräsentieren und drittens fachspezifische Beziehungen zu Studierenden anderer Hochschulen pflegen. Überdies ist im speziellen Fall in der Geschäftsordnung des FSR der Philosophischen Fakultät I auch geregelt, welche Formen Institutsgruppen annehmen und wie sie sich finanzieren können. Auf dem Papier zeichnet sich eine solide Konstruktion ab, die durch zwei vorausgesetzte Pfeiler gestützt werden soll: Kontinuität und funktionierende vertikale

Kommunikation. Doch was auf dem Papier funktioniert, muss sich erst in der Praxis bewähren.

Der Sonderfall der Philfak I

Seit der Zusammenlegung des Fachbereichs Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften mit dem Fachbereich der Kunst-, Orient- und Altertumswissenschaften zur Philosophischen Fakultät I im Wintersemester 2006/2007 ist der Wirkungsbereich dieses FSR deutlich größer geworden. Um die »Übersicht zu behalten« und eine »gute Betreuung« der Studierenden der acht Institute gewährleisten zu können, so heißt es auf der offiziellen Seite des FSR, setzt dieser Institutsgruppen ein und unterstützt sie. Institutsgruppen sind demnach notwendig – aber ein kleiner Gedankenexkurs sei gestattet. Gehen wir davon aus, dass dem FSR tatsächlich daran gelegen ist, eine gute Betreuung zu gewährleisten und die Übersicht zu behalten, um selbst gute Arbeit zu leisten. Was ist, wenn es niemanden gibt, der sich in einer Institutsgruppe engagieren möchte? Übernimmt dann der FSR ihren Aufgabenbereich im jeweiligen Institut?

Die Antwort lautet: Nein. Der FSR versteht sich als Instanz, der im Interesse der Fakultät handelt und daher versucht auf allgemeinerer Ebene einen Nenner zu finden, der die vielfältigen Interessen seiner Institute vereinen kann. Das heißt aber nicht, dass er für diese Institute eigene, fachspezifische Plattformen schafft, unter anderem in Form von Exkursionen, Filmabenden, Vortragsreihen oder Sommer- und Weihnachtsfeiern. Sollte es niemanden geben, der den studentischen Alltag in welcher Form auch immer freiwillig bereichern möchte, liegt das offiziell studentische Angebot innerhalb des betreffenden Studiengangs brach. Eine Vorstellung wie diese gruselt einer Handvoll engagierten Idealisten genug, um dem entgegenzuwirken.

Probleme der Institutsgruppen

Ideale hin oder her, viele Organisationsformen der MLU, die auf Freiwilligkeit beruhen, haben oft mit den gleichen Problemen zu tun. Eins davon ist der fehlende Mitgliederzulauf, der im Zusammenhang mit zwei anderen großen Problemen einhergeht: dem Zeit-Nutzen-Denken und dem Präsenzzwang.

In einer Generation, in der man sich dafür rechtfertigen muss, warum man wie viel Zeit für eine bestimmte Sache verbraucht, überzeugt eine Masse erst dann eine gute Idee, wenn sie auch praktische Argumente liefert. Die Möglichkeit, seine Tätigkeit in einer IG für sich nutzbar zu machen, zum Beispiel als ASQ, steigert die Attraktivität solcher Angebote. Diese Art von Belohnung ist deswegen notwendig, weil eben nicht alles so funktioniert, wie es auf dem Papier funktionieren soll.

Das fängt bei der Frage nach der Kontinuität an und zeigt sich in der mangelnden Kommunikation, den beiden Pfeilern, die das studentische Engagement eigentlich stützen sollten.

Kontinuität ist bei den offiziell gewählten Gremien kein Thema, jedes Jahr im Mai wird ihre Existenz neu bestätigt. Institutsgruppen jedoch bestehen oder bestehen eben nicht, je

nachdem ob es in den verschiedenen Semestern Freiwillige gegeben hat. Gab es eine Institutsgruppe eine Zeit lang nicht, gleicht es einem Neuanfang für diejenigen, die die Idee wiederbeleben wollen. Verschütt gegangene Passwörter und Zugangsdaten müssen in Erfahrung gebracht werden, ebenso wie das Wissen, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln eine Institutsgruppe ihren Beitrag leisten kann.

Deutliche Kommunikation innerhalb der Möglichkeiten sieht auch anders aus. Ein Blick auf die offiziellen Seiten der MLU zeigt, wie verstaubt einige Informationen über die Möglichkeiten des studentischen Engagements sind. Da kann es schon mal passieren, dass die »aktuellen« Termine und Daten den Stand um 2007 markieren oder dass über die Jahre Kontakte zu den Institutsgruppen abgebrochen sind. Im FSR ist es daher immer wieder eine Herausforderung, sich folgenden Fragen zu stellen: Welche Institutsgruppen gibt es überhaupt noch und inwiefern sind sie aktiv? Einige IGs haben sich über die Jahre wegen der wechselnden Rahmenbedingungen eine gewisse Selbstständigkeit erarbeiten müssen und organisieren beziehungsweise finanzieren sich im Großen und Ganzen selbst. Von dieser Leistung einmal abgesehen, besitzen sie in dieser Form eigentlich keine Legitimation, und eine Existenz wie diese ist auch nicht die vorteilhafteste. Eine Zusammenarbeit mit ihrem Fachschaftsrat würde nicht nur ihre Position in der universitären Hochschulstruktur festigen, sondern sie auch finanziell absichern. Funktionierende Kommunikation müsste an diesen Punkten ansetzen und den Unterschied zwischen dem, was auf dem Papier steht und dem, zu was sich Institutsgruppen entwickelt haben, angleichen – wenn nicht gar komplett neu überdenken.

Ein weiteres Problem ist der Präsenzzwang. Um wahrgenommen zu werden ist es kaum noch möglich, nicht von modernen Kanälen und Plattformen Gebrauch zu machen. Facebook mutiert zusehends zu eine personalisierten Litfaßsäule, und auch die gedruckten

Medien erschlagen ihren Betrachter. Diesen Eindruck muss man gewinnen, wenn man durch die Institute läuft und Pinnwände überquert, Flyer leere Korridore entlang wehen und hinter dem fast abgefallenen XXL-Plakat irgendeines Party-machers eine laufende universitäre Vortragsreihe zum Vorschein kommt. Es ist ein stetiger Kampf der IGs, nicht als »tot« oder »inaktiv« gelabelt zu werden, und er ist an mehreren Fronten gleichzeitig auszutragen. Das Feld des freiwilligen Engagements ist ein weites.

Das blühende Zeitalter der Institutsgruppen am GSZ

Im Spätsommer 2015 soll das Geistes- und Sozialwissenschaftliche Zentrum (GSZ) bezugsfertig sein, für das bislang viel Zeit und Geld in Anspruch genommen wurde. Bei all dem Unmut, der über die Veränderung aufgekommen ist, wird es jedoch Zeit eine neue Perspektive einzunehmen, denn mit dem Umzug ins GSZ könnte das Zeitalter der Institutsgruppen gekommen sein. Die räumliche Zentralisierung ist ein Einschnitt, der die jetzigen Rahmenbedingungen grundlegend verändert.

Auf einem gemeinsamen Campus können IGs in Zukunft leichter aufeinander zugehen, deren Wege sich vorher nie

gekreuzt haben. Tür an Tür können sie das Gespräch suchen und gemeinsam an ihrem Hauptziel arbeiten, den studentischen Alltag zu bereichern. Schließlich gibt es jenseits der gängigen Formate noch viele neue, gute Ideen, die darauf warten, umgesetzt zu werden. Zusammen kann es ihnen gelingen, das Angebot für die Studierenden facettenreicher zu gestalten, ohne dass sie als Einzelkämpfer-IGs an ihren Problemen verzweifeln. Eine vernetzte Studierendenschaft muss Gedanken an gemeinsame, große Projekte nicht aufs Irgendwann verschieben, sondern kann Interdisziplinarität direkt umsetzen. Kurzum, eine verbundene Studierendenschaft kann mehr bewegen, und das nicht nur in Kürzungszeiten.

Text und Fotos: Carolin Schmidt



Aktiv komatös

Seit Jahren schwindet die Beteiligung der Studenten an der Hochschulpolitik
– Eine Bilanz zur politischen Kultur an den Universitäten

Wären die deutschen Universitäten ein Patient, so wäre die Diagnose mit Sicherheit unklar.

Einerseits scheint die Mehrheit der Studenten das Interesse an politischer Mitwirkung immer mehr zu verlieren, andererseits gibt es viele verschiedene Interessengruppen und Aktionsgemeinschaften. Während auf der einen Seite aktiv versucht wird, auf die Hochschulpolitik einzuwirken, scheint auf der anderen Seite die in ganz Deutschland um sich greifende »Egal-Haltung« und Politikverdrossenheit auch an den Universitäten Einzug gehalten zu haben.

Dabei können die deutschen Universitäten und Studenten auf eine lange politische und demokratische Tradition zurückblicken. Als 1815 nach dem Wiener Kongress in Europa die freiheitlich-demokratischen Lichter ausgingen, waren die studentischen Burschenschaften alles, was vom Geist der Französischen Revolution noch übrig blieb. Während von Wien bis Berlin wieder Monarchie und Adelherrschaft einzogen, waren es vor allem diese Studentenbünde, die trotz Zensur und Verhaftungen in der Zeit des Vormärz für Freiheit und Gleichheit kämpften und damit entscheidende Impulse für Revolution von 1848 lieferten – dem ersten freiheitlich-demokratischen Umbruch der deutschen Geschichte.

Auch im Zuge der Studentenbewegung der 1960er Jahre protestierten vor allem Mitglieder des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) als »Außerparlamentarische Opposition« gegen den Vietnamkrieg und die Notstandsgesetze einer umstrittenen Bundesregierung. Die 68er-Bewegung wirkte damit nicht nur

nachhaltig auf das bundesdeutsche Politikverständnis ein, sondern prägte auch das Lebensgefühl einer ganzen Generation.

Der selbst gesetzte Grabstein der Hochschuldemokratie

Heute ist von diesen stürmischen Zeiten höchstens noch eine leichte Brise übrig geblieben.

Vorbei scheinen die Zeiten, als die Universitäten noch Bollwerke des Fortschritts und der Progressivität waren. Einige Studenten genießen lieber universitäre Freiheiten wie die flexible Zeitplanung oder das Partyleben, andere wiederum springen auf den schnellen Karrierezug auf, statt sich mit mühseliger Hochschulpolitik und Kürzungsdebatten auseinanderzusetzen. Zeit ist Geld – da haben manche nur wenig Sinn für politisches Engagement übrig. Immer mehr Studierende begreifen die Hochschulen mehr als Karriere-sprungbrett denn als Bildungseinrichtung; statt geistiger Entwicklung scheint die Vorbereitung auf das Berufsleben Hauptziel des Studiums geworden zu sein.

Dieser seltsame Gegensatz von politischer Apathie und politischem Engagement ist auch in Halle angekommen. Einerseits gibt es auch an der MLU viele Gruppierungen, angefangen beim tatkräftigen »Aktionsbündnis«, über Hochschulgruppen, die fast das gesamte politische Spektrum abdecken, bis hin zu überregionalen Organisationen wie den »Jungen Europäischen Föderalisten«.

Andererseits ist die studentische Mitwirkung an der Hochschuldemokratie erschreckend gering.

So lag die Wahlbeteiligung bei der letzten Wahl des Studierendenrates der MLU bei gerade mal 22 Prozent, was im Vergleich der letzten Jahre ein regelrechter Rekordwert ist. Dazu demonstriert



ein vom StuRa selbst produzierter Videoclip anschaulich, dass sich nur wenige Studenten seiner Existenz, geschweige denn Tätigkeit, bewusst sind.

Dennoch: Trotz schwindender Beteiligung bei Wahlen gelingt es Gruppen wie zum Beispiel dem »Aktionsbündnis MLU« immer wieder, eine große Anzahl von Studenten zu mobilisieren, wie etwa vor einiger Zeit beim Thema Kürzungsdebatte, als sich rund 6000 Studenten zur Demonstration versammelten. Auch der Besuch einer gut gefüllten Diskussionsveranstaltung der Jungen Europäischen Föderalisten zeigte, dass durchaus Interesse auch an europapolitischen Themen vorhanden ist.

Wie also sieht die Diagnose aus? Der Patient Universität scheint gleichzeitig hochaktiv und lethargisch, engagiert

und desinteressiert zu sein. Ein aktives Koma. Ein Zustand, der weder Konsens noch Einigung verspricht, für den keine Behandlung möglich scheint.

Doch vielleicht liegt der Lösungsansatz bei den Universitäten selbst. Denn trotz aller Schwierigkeiten, Uneinigkeiten und Gegensätze bleiben sie das, was sie schon immer waren: Schmelztiegel unterschiedlicher Meinungen, Foren zum Ideenaustausch – und Möglichkeiten zum gegenseitigen Verständnis.

Text: Paul Thiemicke

Illustration: Han Le



Von Sprintern und Marathonläufern

Auf die Plätze, fertig und los! Jeder Student hat sein eigenes Tempo:

Warum einige besonders schnell und andere sehr langsam studieren.

Sobald man irgendwo neue Studierende kennenlernt, werden erst einmal die üblichen Fragen gestellt: Woher kommst du? Was studierst du? Und auch: Wie lange studierst du schon? Wir benutzen diese Fragen, um zu kategorisieren, um die vielen Arten der Studenten auseinanderhalten zu können, die uns im Laufe des Studiums begegnen. Dabei stellt man meist fest, dass kein Klischee ausgelassen wird.

Besonders spannend ist die Einteilung der Studierenden in ihre Semesterzahl, die man als Sprinter und

Marathonläufer bezeichnen kann. Zum einen die, die es tatsächlich schaffen, in sechs Semestern ihren Bachelor zu schreiben, und darüber hinaus genau geplant haben, wie es weitergehen soll. Zum anderen diejenigen, die sich Zeit lassen. Auf den ersten Blick unterscheiden sie sich allein an der Art des Laufens, mit der sie ihr Studium absolvieren.

Dauerstudenten sind überall

Egal wie groß dieser eine Unterschied sein mag, das Erstaunliche daran sind ihre Gemeinsamkeiten. Ob nun aus Interesse, aus Sicherheit oder aus Leidenschaft: Studiert wird von allen. Immer und vor allem motiviert. Die großen Fragen sind also: Warum braucht dann die eine Seite länger als die andere? Warum ist die andere Seite so scharf darauf, keine Zeit zu verlieren?



Zuerst einmal muss definiert werden, was ein Marathonläufer, auch bekannt als Dauerstudent, eigentlich ist. Wir reden hier nicht von 57 Semestern, die gebraucht werden, um den Abschluss zu erreichen. Auch nicht von Studenten mit einem Auslandssemester, Prokrastionationssyndrom oder einem plötzlichen Familienzuwachs. Sondern von Studenten, die mehr als ein Jahr über der Regelstudienzeit liegen, ohne offiziell anerkannten Grund. Und die man vor allem da trifft, wo sie nach alter Definition gar nicht sein dürften: In der Uni.

Sie sind mit Erstis, den Sprintern und allen anderen dazwischen zusammen im Seminar oder der Vorlesung und diskutieren, notieren und eignen sich Wissen an. Sie laufen. Nicht unbedingt schnell, aber kontinuierlich und immer weiter. Schließlich haben sie schon einiges an Strecke hinter sich. Sie haben sich eine Sicherheit aufgebaut, an Wissen und Stabilität. Vor allem Letzteres ist ein Wert, der heutzutage in so vielen Bereichen des Lebens Mangelware ist.

Die Universität bietet Halt, der sich wunderbar mit den Annehmlichkeiten des Lebens verbinden lässt. Seien es die Freunde, die man vor allem regelmäßig sieht oder eben, dass man es tatsächlich hinbekommen kann, an sieben Tagen die Woche ausschlafen zu können.

Gerade auch durch die Freiheiten, die man genießt, wenn man den Stundenplan etwas großzügiger baut, können sich viele Marathonläufer noch um größere humanitäre, politische oder eigene kreative Projekte kümmern. Das könnten sie im normalen Berufsleben, bei einer Vierzigstundenwoche zum Beispiel, einfach nicht mehr realisieren und »gerade weil man nur einmal jung ist, muss man die Zeit nutzen, um etwas zu schaffen«, resümiert einer von ihnen.

Zwei Seiten derselben Medaille

»Ich hab mir damals den Flyer zum Studiengang genommen, durchgerechnet, was ich wie schneller machen kann und es durchgezogen.« So die Aussage eines Sprinters. Nun darf man nicht denken, dass Sprinter-Studenten nur auf das Studium fixiert sind. Auch sie genießen die Stabilität und entsprechende

Freiheiten, schließlich sind sie mehr als gut organisiert. »Wir versuchen, auf schnelle Weise dem Unvermeidlichen zu entkommen«, erzählte ein anderer Sprinter.

Im Gegensatz zu den Marathonläufern denken sie sich ganz einfach: Je schneller ich meine studentische Laufbahn beende und gut abschließe, umso schneller habe ich einen gut bezahlten Job, der mich finanziell unabhängig macht und mich mein restliches Leben genießen lässt. Zudem setzen sie auf die zusätzliche Stabilität, die ihnen ein oder mehrere Abschlüsse und ein lückenloser, geradliniger Lebenslauf bieten. Deshalb fiel auch hier der Satz: »Gerade weil man nur einmal jung ist, muss man die Zeit nutzen, um etwas zu schaffen.«

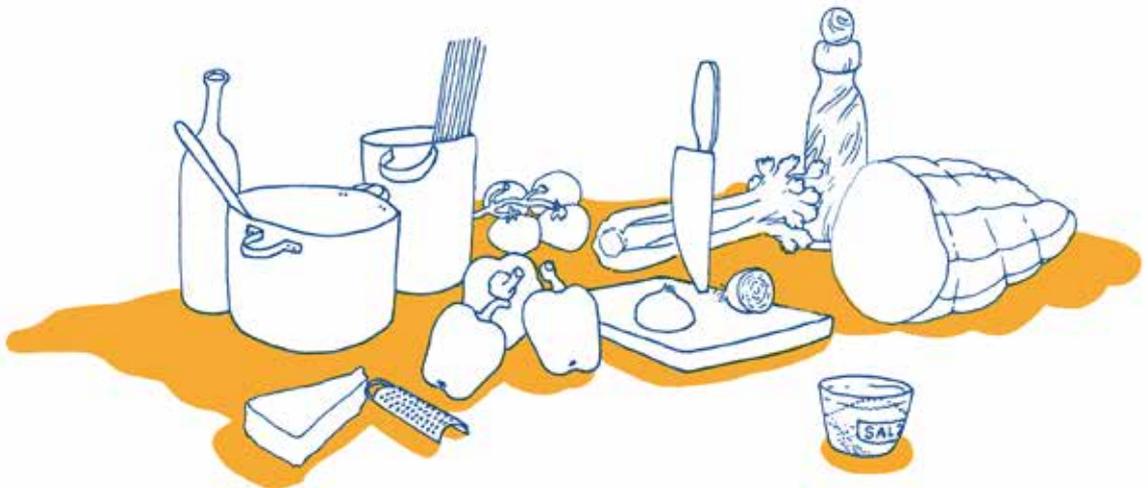
Interessant an beiden Seiten ist, dass sie mehr oder minder das vermeiden wollen, was nach dem universitären Leben kommt. Ein Student brachte es auf den Punkt: »Das System ist beschissen! Die einen entziehen sich, solange es noch geht, die anderen nutzen es im späteren Leben so lange aus, um sich

danach zurückziehen zu können. Keiner möchte mehr dem vorgefertigten Weg folgen. Schule, Studium und dann sehr lange Arbeit, die primär nur noch dazu dient um zu überleben, aber nicht mehr um zu leben.« Das große Ziel von beiden ist, ob Sprinter oder Marathonläufer, wirklich das tun zu können, wozu sie sich berufen fühlen und unabhängig zu sein. Egal, für was man sich am Ende als Student entscheidet:

Hauptsache, man läuft und bleibt nicht stehen.

Text und Foto: Katja Karras

Illustration: Eva Feuchter



Sülze mit Vanillesoße

Die meisten Unfälle passieren in der Küche, und keiner will sie essen – Bericht über den Kochkurs des Studentenwerks Halle

Damit man nicht schuld an solch einem Unfall ist, bietet es sich an, einen Kochkurs zu belegen. Das Problem ist nur, dass die meisten Kochkurse ziemlich teuer sind. Aber es gibt auch den Kochkurs des Studentenwerks Halle, für den man nur 30 Euro zahlt und dafür jeden Dienstag oder Donnerstag um halb sechs kochen lernen kann. An der Volkshochschule kostet bereits ein einzelner Abend fast genauso viel.

Ungefähr zwei Stunden dauert es, bis die Gerichte auf dem Tisch stehen, sodass man um acht dann fertig mit dem Essen ist und sich sein Abendessen nicht zuhause zubereiten muss. Der Kurs findet in der Kreativwerkstatt des Studentenwerks statt, welche sich direkt bei der Burg Giebichenstein befindet und mit den Linien 7 und 8 gut erreichbar ist. Geleitet wird der Kochkurs von den Köchen und Küchenleitern aus den Mensen, die sich sehr gut auskennen und viele nützliche Tricks geben können. Nun weiß ich zum Beispiel, wie man einen Pellkartoffelsalat besonders einfach zubereitet. Auch die Produktkunde kommt nicht zu kurz. So haben wir etwa

verschiedene Kürbis- und Kartoffelsorten und deren Verwendung kennengelernt. Der Hauptaspekt liegt aber auf der Praxis, sprich Schneiden, Braten und was noch alles nötig ist, um ein leckeres Menü zu zaubern. Die Essenszubereitung macht sehr viel Spaß, was auch an der humorvollen Art der Mensaköche liegt, die immer einen Witz auf den Lippen haben: »Das Tagesmenü ist aus, aber es gibt noch Sülze mit Vanillesoße und heißen Himbeeren.«

Der Abend beginnt damit, dass wir uns zusammen an den Tisch setzen. Dabei erhalten wir das Rezept für das bevorstehende Mahl. Das, was es gibt, entscheidet meist Mutter Natur. So gibt es im Sommersemester unter anderem Spargel und Erdbeeren und im Wintersemester etwas aus Äpfeln. Meistens wird mit frischen Zutaten gekocht. Manchmal greifen wir aber auch zu Tiefkühlprodukten. Mit dem Rezept geht es meist direkt in die Küche, wo uns dann anschaulich die Zubereitung erklärt wird. Danach werden die Teilschritte den einzelnen Gruppen zugeordnet, wobei aber nicht jede Gruppe den ganzen Abend nur mit ihrer Teilaufgabe beschäftigt ist. Vielmehr kommen wir bei wichtigen Arbeitsschritten alle zusammen, und einer der Kursteilnehmer übernimmt das Kochen, während der Kursleiter wichtige Tipps und Hinweise gibt. So ist es möglich, dass jeder Teilnehmer am Ende des Kochkurses einen Überblick über alle Teilschritte hat und das Gericht zuhause nachkochen kann. Auf Wünsche und Anregungen wird auch eingegangen. Niemand wird abgewimmelt, wenn er mal etwas erklärt haben möchte, und bekommt stets eine freundliche Antwort.

Insgesamt kann man sagen, dass der Kochkurs eine spaßige und lehrreiche Erfahrung ist, die ich jedem Studenten, der seinen Speiseplan bereichern möchte, empfehlen kann. Durch den Kochkurs wird auch die Angst vor dem Kochen genommen, da man erst die einfachen Grundlagen (zum Beispiel Zwiebel in kleine Würfel schneiden) beigebracht bekommt und sich am Ende auch an komplexere Gerichte wagen

kann. Ich konnte dadurch meinen Speiseplan erweitern und habe einige Gerichte wie ein fruchtiges Erdbeersorbet bereits oft und mit viel Freude zubereitet. Außerdem bietet dieser Kochkurs auch die Möglichkeit, im Rahmen einer Besichtigung der Mensa Weinberg, Einblicke in eine Großküche zu bekommen, was auch sehr interessant war. Allerdings sind die Plätze für den Kochkurs meist sehr schnell besetzt, weshalb man sich schnell anmelden sollte. Wenn man die Anmeldung nicht rechtzeitig schafft, kann man aber auch auf andere Kurse des Studentenwerks ausweichen, welche man nachfolgend sehen kann.

Text: Sebastian Witzgall

Illustration: Han Le

Foto: USDA (CC BY 2.0)

flickr.com/photos/usdagov/6677145545

- Kochkurse Dienstag und Donnerstag
- Nähkurse »Verflixt und zugenäht«
- Strickkurs »Strickliesl«
- Fotokurs »Blende 8«
- Malereikurs »Malen wie Picasso«
- Keramikkurs »Alle Tassen im Schrank?«
- Schmuckkurs »Aus einem Guss«
- Zeichenkurs »Akt zeichnen«





Wissen auf neuen Wegen

Wie das Semesterticket dein Studium bereichern kann. Ein Aufruf zum Mitmischen in Leipzig und ganz Mitteldeutschland.

Das neue Semesterticket wurde unter den hallischen Studierenden bereits kontrovers diskutiert. Neben den begeisterten Pendlern gab es selbstverständlich auch Kritik: Nun kommt jedes Semester aufs Neue eine Horrorrechnung auf alle zu. Rund um die Weihnachtszeit, mit der die erste Erinnerung hereinflattert, macht sich so was gar nicht gut im studentischen Geldbeutel. Doch hier lohnt es sich, einmal genauer hinzuschauen und aufmerksam zu lesen: Es bilden sich allein schon im universitären Bereich große Chancen, ja sogar Möglichkeiten an Stellen zu sparen, die man sonst nie wahrgenommen hätte.

Der Weg zur Leipziger Buchkultur

Von der Bibliotheksnutzung über Sprachkurse bis hin zu öffentlichen Vortragsreihen kannst du hier viel Wertvolles für dein Studium mitnehmen!

Mit ein paar Klicks durch die Internetpräsenz der Universitätsbibliothek Leipzig ist bequem etwas zu deinen Referats- und Hausarbeitsthemen recherchiert. Jetzt nur noch vor Ort an der Rezeption eine Kopierkarte geben lassen, und schon kann es losgehen. Ein Bibliotheksausweis ist genauso einfach zu bekommen. Von kostenintensiven und vor allem zeitraubenden Fernleihen kannst du dich nun schnell verabschieden. In 25 bis 35 Minuten bist du mit den Bahn-Linien S5X oder S3 schon vor Ort. Leipzig Hauptbahnhof Tief ist erreicht. Die Straßenbahnnutzung ist, genau wie in Halle, im Semesterticket inbegriffen. Dann kann es ja losgehen! Und ganz nebenbei ist die Metropole von nebenan zu entdecken. Solltest du dich in den großen Bibliotheken, wie der Campus-Bibliothek und der Albertina, nicht zurechtfinden, helfen dir die elektronischen

Wegweiser sowie das häusliche Personal. Erstere findest du keine fünf Minuten vom Hauptbahnhof entfernt, direkt am Augustusplatz. In etwa 10 bis 15 Minuten, inklusive kurzem Fußweg um die Ecke des Bundesverwaltungsgerichts, erreichst du die Albertina, unweit der Straßenbahnhaltestelle »Neues Rathaus«. Und falls du mal genug von der ganzen Sucherei haben solltest, kannst du natürlich auch von zu Hause die Forschungsbibliothek mit einer umfangreichen digitalen Sammlung von Papyri und Ostraka bis hin zu Zeitschriften nutzen.

Neben den 16 universitären Bibliotheksstandorten wird für deine Literaturrecherche die Deutsche Nationalbibliothek, erreichbar mit den Straßenbahnlinien 2 und 16, besonders wertvoll sein. Sämtliche deutsche Erscheinungen können hier vor Ort eingesehen werden. Eine umfangreiche Sammlung an Notenmaterial und Tonaufnahmen spricht vor allem Musiker auf studentischer und privater Ebene an.

Aktiv dabei

Neugierig geworden? Dann ist auch ein regelmäßiger Besuch der Nachbaruni

drin: Informier dich online oder vor Ort an den Instituten über das aktuelle oder kommende Veranstaltungsangebot, stelle gegebenenfalls einen Gasthörerantrag ab 40 Euro im Semester und nutze das umfangreiche Angebot im Rahmen der Universitätspartnerschaft. Wieso solch ein Angebot nicht nutzen, wenn es doch so einfach möglich ist, tiefere Einblicke in neue Thematiken zu finden und neue Kontakte zu knüpfen? Die Anrechnung bei der MLU erfolgt problemlos mit einem Modulschein. Unter die Veranstaltungen fallen natürlich auch Sprachkurse, die du ebenfalls bei den zuständigen Instituten sowie im Spracheninstitut einsehen kannst. Du brauchst ein internationales Zertifikat? Kein Problem: Alle Kontinente werden hier sprachlich bedient. Selbst Gebärdensprache kann erlernt werden. Besondere Angebote sind im Bereich der alten Sprachen mit Mittel-ägyptisch und Akkadisch zu finden.

Zuhören und Mitmischen angesagt!

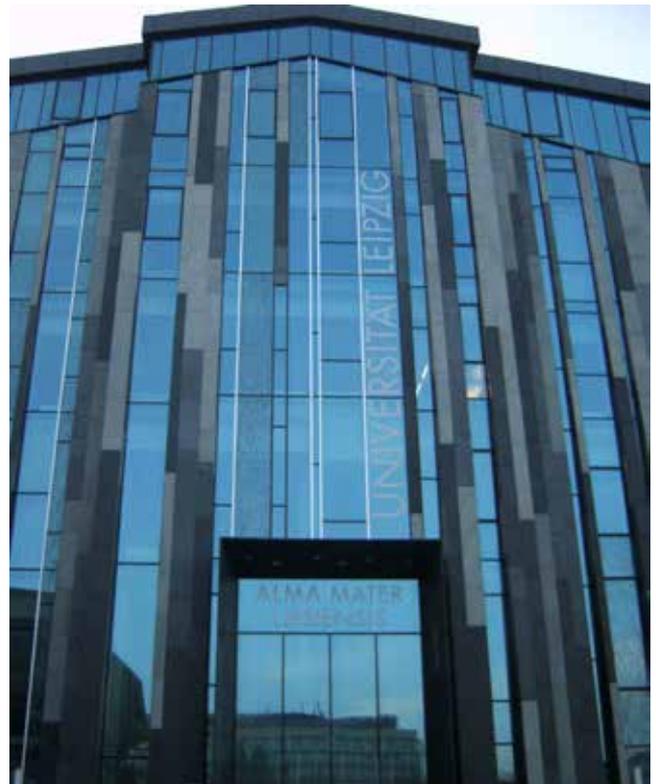
Doch das Angebot ist noch viel breiter: Das Ägyptologische Institut bietet regelmäßig öffentliche Vortragsreihen. Aktuell locken »Vorzeichen und Nachwirkungen« mit Rednern aus unterschiedlichsten Fachbereichen eine rege Hörschaft. Hinter diesem Titel steckt das Thema kultureller Austausch. Für Fragen zu Risiken und Nebenwirkungen dagegen ist die Vorlesungsreihe »Medizin für Jedermann« ein Muss. Daneben bieten zahlreiche andere Bereiche ähnliche Veranstaltungen an. Die Informationen dazu gibt es auf der Hauptseite der Uni Leipzig sowie an den zuständigen Instituten.

Sollte dir zu deinem Glück noch ein Praktikum fehlen, so ist auch das mit dem Semesterticket gut zu lösen. Schier unendliche Wege und neue Kontaktmöglichkeiten zu Arbeitgebern außerhalb von Halle tun sich auf. Eine Orientierungshilfe für Studenten bietet dabei nicht nur die Uni Leipzig selbst sondern auch das Kultusministerium von Sachsen via Internet. Da heißt es informieren und mitmischen. Mitspielen kannst du beim Leipziger Unisport.

Einmal 10 Euro zahlen, und schon kannst du eines von insgesamt 158 Angeboten der Jahnallee 59, unweit der Arena, nutzen. Der Weg bis dahin nimmt mit der Straßenbahn vom Hauptbahnhof Leipzig nur etwa zehn Minuten ein. Auffällig ist, dass hier insbesondere mehr spezialisierte Lehrrichtungen einzelner Sportarten angeboten werden als in Halle. Yoga-Vinaya mit vier verschiedenen Kursen und konkreter Zielgruppenausrichtung, zum Beispiel für Musiker, sticht als eines von vielen Beispielen hervor, die es so im hallischen Hochschulsport nicht gibt. Aber auch im nassen Element kannst du einige Sportarten wie Wasserspringen, Wasserball oder auch andere Ausrichtungen des Schwimmtrainings entdecken. Zu Lande dagegen kann es für dich mit Renaissance- und Barocktanz rund gehen. Schau einfach online oder persönlich rein. Mitmischen ist erwünscht, denn auch der Denksport kommt beim Kurs nicht zu kurz, so wird auch ein Bridge-Kurs angeboten.

Rund(um) Kunst und Archäologie

Ein weiterer Vorteil des Semestertickets liegt auf der Hand: Exkursionen innerhalb des MDV-Tarifgebiets sind nun praktisch kostenlos. Neben Leipzig bieten sich dafür auch Orte wie Merseburg, mit Schloss und Romanik-Zentrum, oder Naumburg, mit seinem weltberühmten gotischen Dom, an. Du hältst damit deine Fahrkarte zum Nietzschehaus, zu



kunsthistorischen Stätten, entlang der Straße der Romanik, einer Kulturfülle mit Tradition, in den Händen. Und wo die aufhört, geht es archäologisch weiter zum Fundort der Himmelsscheibe: Kleinwangen bei Nebra. Ein Besuch des dortigen Museums, das in der malerischen Landschaft, dank modernster Architektur, eher wie ein Ufo wirkt, ist inhaltlich sehr lohnenswert. Aber auch mit einer rekonstruierten Kreisgrabenanlage, deren Zentrum einen beeindruckenden Megafoneneffekt erzeugt, kann in Goseck gedient werden. Selbst hier ist eine Anfahrt ohne irgendwelche Zusatzkosten mit Bahn und Bus über Weißenfels möglich. Für alle zukünftigen Teilnehmer der dortigen mittelalterlichen und prähistorischen Lehrgrabungen und natürlich auch alle Interessenten anderer Studiengänge ist das zweifellos eine Ersparnis.

Fazit

Das Prinzip sollte klar sein. Die Möglichkeiten, dein Wissen zu erweitern, sprengen den Rahmen, der mit dem alten Modell auf Halle begrenzt war. Deshalb muss für dich das neue Semestericket keineswegs eine sinnlose Mehrbelastung sein. Es ist Zeit, den Horizont zu erweitern. Und der endet nicht am Hufeisensee. Für engagierte Studenten ist das sicherlich ein Muss. Es lohnt sich dabei, gerade vor Beginn des nächsten Semesters, über Alternativen in Leipzig und dem restlichen MDV nachzudenken oder einfach spontan das Kultur- und Bibliotheksangebot der Uni Leipzig zu nutzen. Nutze das Ticket, nicht nur am Tag.

Text, Foto und Illustration: Robert May

- Bibliotheken:
<https://www.ub.uni-leipzig.de/>
- Veranstaltungen:
<https://www.zv.uni-leipzig.de/service/veranstaltungen/veranstaltungskalender.html>
- Sprachkurse:
<http://www.uni-leipzig.de/~sprachen/>
- Gasthörererschaft:
<http://www.zv.uni-leipzig.de/studium/weiterbildung/gasthoererstudium.html>
- Jobportal:
<http://www.jobportal.uni-leipzig.de/job/index?tab=internship>
- Unisport:
http://hochschulsport.uni-leipzig.de/angebote/Wintersemester_2014_15/
- Kultusministerium Sachsen:
<http://praktikumsportal.sachsen.uni-leipzig.de/>



Jederzeit einsteigen kannst Du auch bei uns.
Im Wochentakt, mittwochs um 19.00 Uhr,
Stura-Gebäude, Uniplatz 7
redaktion@hastuzeit.de

Fotogrundlage: Frank Eritt (CC BY-SA 3.0)

http://commons.wikimedia.org/wiki/File:S-Bahn_Mitteldeutschland_Talent_2_Innenansicht_mit_Tuere.jpg

Rechtslage: ungeklärt

An der MLU wurden Studierende von Dozenten sexuell belästigt – Eine Darstellung

An der Philosophischen Fakultät I war schon seit längerem bekannt, dass ein dort tätiger Dozent »schwierig« sei. Gezielt soll sich dieser Studentinnen aus dem ersten und zweiten Semester auf eindeutige Weise genähert haben. Im Juni 2013 dann reichen einige Studentinnen Beschwerde ein. Diese wird von der Beschwerdestelle AGG (allgemeines Gleichstellungsgesetz) und vom Personalrat der Uni geprüft, beide kommen zu dem Schluss, dass hier ein Fall sexueller Belästigung vorliegt.

Dem betroffenen Dozenten wird gekündigt. Dieser erhebt daraufhin eine Kündigungsschutzklage, der vom Arbeitsgericht Halle im Mai 2014 stattgegeben wird. Hier zeigt sich: Die Kündigung ist rechtswidrig, da die nötige Rechtsgrundlage fehlt. Konkret heißt das: Maßnahmen gegen Dozenten, denen sexuelle Belästigung nachgewiesen werden kann, müssen ausbleiben, da das Gesetz das rechtliche Verhältnis nicht eindeutig festlegt. Es bezieht sich momentan nur auf Arbeitnehmer der Universität. Tatsächlich ist bisher nur der umgekehrte Fall, also die sexuelle Belästigung von Dozenten durch Studierende



geklärt. Studierende werden hier nur als Täter definiert. Obwohl die MLU Betroffenen zum damaligen Zeitpunkt Anlaufstellen wie das Gleichstellungsbüro, den Stura oder den Arbeitskreis »Sexuelle Belästigung« bietet, haben diese aufgrund der unklaren Gesetzeslage keine wirkliche Einflussmöglichkeit.

Zehn Fälle insgesamt

Daher wird im Juni dieses Jahres das Bündnis gegen sexuelle Diskriminierung gegründet (Bündnis gsD). Dieses fordert politische Änderungen für mehr Klarheit und Transparenz zum Schutz von Betroffenen. Im Juli 2014 veröffentlicht der Stura einen offenen Brief zum Thema.

Im August bringt Radio Corax schließlich einen Beitrag, in dem auch Opfer zu Wort kommen. An den Richtlinien zum Umgang mit geschilderten Fällen hat sich derzeit jedoch nichts geändert, wenn auch dem Thema mehr öffentliche Präsenz zugebilligt wird. Einige Hochschulen in Niedersachsen und Baden-Württemberg sind der unseren da schon ein Stück voraus und haben in ihrem Hochschulgesetz klar Stellung für den Schutz Studierender bezogen.

Bekannt sind momentan acht Fälle sexueller Belästigung an der Philosophischen Fakultät I sowie zwei an einer der Naturwissenschaftlichen Fakultäten.

Das langfristige Ziel des Bündnisses gsD ist es, »das Bewusstsein an dieser Universität so zu verändern, dass [das] Forum nicht mehr benötigt wird«. Konkrete Maßnahmen zur Klärung der Rechtslage werden hierzu unabdingbar sein.

*Text: Julia Plagentz
Illustration: Eva Feuchter*

- Weitere Informationen unter: <http://www.buendnis-gsd.de/die-ausgangssituation/>



Wenn das Studium krank macht

Der Leistungsdruck an Universitäten setzt immer mehr Studenten zu.

Ein voller Stundenplan, Prüfungsstress, Nebenjob und Praktika: Das Leben als Student kann ganz schön stressig sein. Seit der Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge und der damit verkürzten Studienzeit wächst der Druck auf die Studierenden. Auch dass nicht jeder Bachelor-Student später einen Platz im Masterstudiengang bekommt, belastet so manchen. »Ich weiß, dass ich meinen Master nur machen kann, wenn ich meinen Bachelor mit 2,0 abschließe. Und da fast jeder seinen Master machen möchte, ist der Leistungsdruck schon recht hoch«, erklärt eine Studentin.

In unserer heutigen Leistungsgesellschaft haben viele Studierende große Zukunftsängste, denn spätere Arbeitgeber erwarten oftmals nicht mehr nur den Abschluss in der Regelstudienzeit, sondern auch gute Noten und Praktika. Zeit für Pausen gibt es kaum, da in der vorlesungsfreien Zeit Hausarbeiten geschrieben werden müssen und die eben genannten Praktika zu absolvieren sind.

Gerade für Erstsemester kann das Studium sehr viel Stress bedeuten. Man ist plötzlich auf sich allein gestellt und muss die vielen neuen Eindrücke verarbeiten. Doch Eingewöhnungsphasen gibt es in den meisten Studiengängen nicht mehr. Die Leistung wird ab dem ersten Tag bewertet und fließt in die Endnote mit ein. Somit wird der Student von Anfang unter Druck gesetzt.

Der Konkurrenzkampf unter den Studierenden ist hoch. Bei den ständigen Vergleichen und der permanenten Gewissheit, dass der Kommilitone neben einem den späteren Arbeitsplatz wegschnappen könnte, kommt es immer wieder vor, dass sich einige

Studenten nicht anders zu helfen wissen, als andere bewusst zu behindern, um die eigenen Chancen zu verbessern. So hört man beispielsweise häufig von Fällen, in denen Bücher im Juridicum versteckt werden, um Kommilitonen am Lernen zu hindern. Dieser Konkurrenzkampf entsteht, weil uns die Gesellschaft ständig daran erinnert, dass nur die Leistung zählt, nur die Besten im Leben weiterkommen und ihre Ziele erreichen.

Das kann einen schnell überfordern, und immer mehr Studenten leiden unter dem steigenden Leistungsdruck und dem damit verbundenen Stress. Aussagen wie »Das wird mir alles zu viel« sind da quasi vorprogrammiert.

Auswirkungen des Leistungsdrucks

Aufregung und Nervosität vor Prüfungen kennt wohl jeder. Doch Leistungsdruck und der damit verbundene Stress können gesundheitliche Beschwerden mit sich bringen. Ab wann ist der Druck nicht mehr normal? Zumeist beginnt es oft augenscheinlich harmlos mit Schlafstörungen oder Bauchschmerzen vor Prüfungen. Jedoch kann eine andauernde Belastung sich schnell verschlimmern. Antriebslosigkeit, Schwindel, Schweißausbrüche, Schreibblockaden, Depressionen, Panikattacken oder Burnout sind mögliche Folgen.

Damit es gar nicht erst so weit kommt, kann schon bei den ersten Anzeichen von Stress und Überforderung versucht werden, diesen entgegenzuwirken. Anfangs reicht es zum Beispiel oft schon, sich eine kurze Auszeit zu gönnen. Anstatt sich an einen Schreibtisch zurückzuziehen und ganze Nächte durchzuarbeiten, um keine Zeit zu verlieren, sollte man lieber eine Runde spazieren gehen und Sport treiben. Eine Option wäre es auch, sich mit Freunden zu treffen, um sich zu entspannen und einen Ausgleich zum permanenten Stress zu schaffen. Ein solcher Gegenpol kann bei ersten Anzeichen von Stress helfen. Ebenfalls muss sich gefragt werden, ob sich nicht wirklich zu viel zugemutet wird und deswegen ein Kurs auf das nächste Semester verschoben

werden könnte. Wenn das Gefühl der Dauerbelastung jedoch nicht abebbt, ist es ratsam, das Gespräch zu suchen und sich professionelle Hilfe zu holen.

Wie Stress minimiert werden kann

Zeitmanagement kann eine Lösung sein, um die Belastung und die Überforderung zu reduzieren. Hierbei wird gelernt, wie Zeit optimal genutzt werden kann. Denn manchmal setzt man sich auch selber unnötig unter Druck. »Ich schiebe immer alles vor mir her, bis am Ende des Semesters alles auf einmal auf mich einstürzt«, gibt eine andere Studentin zu. Und viele andere kennen dieses Phänomen sicherlich ebenfalls.

Durch gute Organisation können solche stressigen Situationen minimiert werden. Zunächst sollte in einem Tagebuch festhalten werden, wie ein Tag tatsächlich verbracht wird und wie die zur Verfügung stehende Zeit genutzt wird. Anschließend kann ein Plan erstellt werden, bis wann welche Aufgaben zu erledigen sind, und diese werden dann nach ihrer Dringlichkeit geordnet. Danach wird sich die Arbeit so eingeteilt, dass jeden Tag etwas geschafft wird, ohne sich zu viel zuzumuten. Anstatt also zu denken: »Ich muss in diesem Semester noch so viele Referate halten und Hausarbeiten schreiben«, werden sich kleine Ziele gesteckt. So wird sich nicht vorgenommen, die komplette Arbeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt fertig zu haben, sondern es werden sich nur kleinere Abschnitte nacheinander vorgenommen. Durch das Erreichen dieser kleinen Ziele werden immer wieder Erfolgsmomente erlebt, welche helfen, nicht die Motivation zu verlieren.

Wichtig ist jedoch, realistisch zu planen und genügend Pufferzeiten einzuräumen, falls einem doch einmal etwas dazwischen kommt. So werden Stresssituationen reduziert und es kann motivierter und effektiver gearbeitet werden.

Tabuthemen durchbrechen

Was ist, wenn man sich einen Ausgleich verschafft, seine Zeit optimal nutzt und sich dennoch überfordert fühlt? Wie bereits erwähnt, muss sich nicht dafür geschämt werden, dieses Thema anzusprechen. Bevor man krank wird, sollte lieber das Gespräch gesucht werden. Zunächst kann sich an Freunde oder Familienmitglieder gewandt werden, aber auch die psychosoziale Beratungsstelle des Studentenwerks kann aufgesucht werden. Hier wird im Dialog nach Lösungen gesucht und geschaut, ob eine Weiterverweisung an Experten sinnvoll ist oder wie das Problem selber in den Griff bekommen wird.

*Text: Jule Szymanowski
Illustration: Katja Karras*





Weihnachten am anderen Ende der Welt

Jeder liebt Weihnachten. Es ist zwar eine Zeit, in der die Temperaturen unter null Grad sinken und man nicht ohne warmen Mantel das Haus verlassen kann.

Es ist auch die Zeit mit einem ganz besonderen Zauber. Man wartet auf den Schnee, man dekoriert den Weihnachtsbaum mit großer Begeisterung und man übt die traditionellen Weihnachtslieder, weil man will, dass am 24. Dezember alles sitzt. Aber natürlich feiern Menschen auf der ganzen Welt in ganz unterschiedlicher Weise das Fest der Liebe.

In meinem Heimatland Frankreich gibt es nicht viele Unterschiede zum deutschen Weihnachten. Wir beginnen ziemlich früh, unsere Häuser zu dekorieren, und Ende November strahlen auch schon die Straßen. Ab dem 1. Dezember können wir ein Glas Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt genießen und ganz viele handgearbeitete Produkte kaufen. Aber ich muss ganz ehrlich sagen, je weiter man in Richtung Osten geht, desto schöner sehen die Märkte aus. In diesem Bereich haben die Franzosen wirklich einen Grund, eifersüchtig zu sein.

Aber wenn es um das Essen geht, kann Frankreich gut mithalten. Wir haben immer am Heiligabend – und auch in den Tagen danach – ein sehr gutes und großes Essen mit Räucherlachs, Austern und dem unvermeidbaren »Foie Gras« (Gänsestopfleberpastete) als Vorspeise. Dann kommt der Masthahn

oder die gefüllte Pute mit Bohnen, Kastanien und Kartoffelpüree. Für die, die noch Hunger haben, aber auch diejenigen, die keinen mehr haben, wird noch eine reiche Käseauswahl angeboten und zum Schluss die berühmte »bûche de Noël«, eine mit Schokoladencreme gefüllte Biskuitrolle. Wer anschließend noch laufen kann, kann noch mit der ganzen Familie spazieren gehen.

Diese Aufgabe wäre sicherlich angenehmer, wenn es ein bisschen wärmer draußen wäre. Dafür müssten wir nur an das andere Ende der Welt reisen, nach Australien zum Beispiel. Die Leute können nämlich am 25. Dezember nur in T-Shirt und Shorts vor die Tür gehen. Es ist für uns unvorstellbar, Weihnachten im Sommer zu feiern, aber die Straßen und die Häuser werden trotzdem

schon Ende November mit Lichtern dekoriert. Ein Adventskranz wird, wie in Frankreich auch, an die Tür gehängt, und viele Familien haben einen Weihnachtsbaum, wobei dieser meist aus Plastik ist. Was für uns sehr ungewöhnlich ist, ist ihr traditionelles Essen. Es werden bei dieser Hitze Braten, Fisch oder Meeresfrüchte mit Salat gegessen. Viele gehen auch an den Strand, um ein Barbecue vor schöner Kulisse zu genießen. Als Dessert gibt es dort Sommerfrüchte wie Kirschen und Mangos, die dort sehr beliebt sind. Die Tradition, Weihnachtslieder auf der Straße zu singen, wurde von Nordamerika nach Australien exportiert. Die Leute versammeln sich an öffentlichen Orten, tragen Kerzen, und das ganze Ereignis wird dann im Fernsehen ausgestrahlt.

Eine andere wichtige Person an Weihnachten ist natürlich der Weihnachtsmann. Bei uns und in den meisten Ländern Europas ist er ganz in Rot gekleidet, mit schwarzen Stiefeln und einem Gürtel, und er hat einen langen weißen Bart. In Australien kann er das nicht machen, weil es einfach zu heiß ist. Also trägt er ein Hemd, Shorts und Flip-Flops, obwohl er vom Nordpol kommt. In den Niederlanden gibt es keinen. Die Holländer feiern nur mit dem Nikolaus, und der kommt aus Spanien. Er muss durch Frankreich und Belgien mit seinem Komplizen

Zwarte Piet (Schwarzer Peter) reisen, um die kleinen Kinder zu erfreuen. Der Legende nach wird er »Schwarzer« genannt wegen des Rußes der zahlreichen Schornsteine, in die er hineinsteigt. Sie kommen nicht am 24. Dezember, sondern in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember. Der Nikolaus verteilt mit der Hilfe von Piet Geschenke und Süßigkeiten, aber nur wenn die Kinder sich das ganze Jahr gut verhalten haben. Diese zwei Personen sind zu richtigen Symbolen geworden. Schon Mitte November gibt es Paraden mit Leuten, die wie Nikolaus und Peter kostümiert sind.

Also sind unsere Traditionen zwar unterschiedlich, aber wir wünschen allen, dass ihr Weihnachten schön wird. Bis dahin habe ich nur einen Rat: Bleibt brav.

*Text: Anne-Lise Braesch
Illustration: Anne Walther*

Studiengeflüster

263 Studiengänge bietet die MLU an zehn Fakultäten an, eine beinahe unübersichtliche Anzahl. In unserer Rubrik »Studiengeflüster« stellen unsere Autoren kurz und knapp interessante Aspekte ihres eigenen Studiums vor. Teil 6: Alarmierender Medikamentenkonsum unter StudentInnen

Schätzungen zufolge gibt es rund 1,9 Millionen Menschen mit Medikamentenabhängigkeit in Deutschland. Das sind vergleichsweise so viele wie Alkoholabhängige.

Aktuelle Studienlage

Zurzeit zählen Schmerzmittel (Analgika) mit Abstand zu den am meisten verordneten und gekauften Medikamenten. Sie werden deutlich öfter von Frauen als von Männern konsumiert. Im Alter zwischen 25 und 39 Jahren werden Schmerzmittel laut Statistik am häufigsten eingenommen. Damit lässt sich bei StudentInnen, aufgrund ihres jungen Alters, eine erhöhte Analgetika-Einnahme vermuten. Im deutschsprachigen Raum ist im Moment nur eine Studie über den Medikamentenkonsum

von Studierenden verfügbar. Sie berücksichtigt nur verordnete Medikamente und gibt keinerlei Auskunft über die hohe Zahl an Selbstmedikation, besonders in Bezug auf Schmerzmittel. Untersucht wurde die Anzahl an Tagen im Monat, in denen Medikamente der folgenden Substanzgruppen eingenommen wurden: Schmerzmittel, Schlaf- und Beruhigungsmittel, Antidepressiva, Abführmittel und Appetitzügler*. Dabei nahmen zwei Drittel der befragten Studenten in den letzten 30 Tagen mindestens ein Medikament aus einer der fünf genannten Substanzgruppen ein. 69,3 % der Studentinnen griffen im Untersuchungszeitraum zu Schmerzmitteln, und das an durchschnittlich sechs Tagen im Monat. Männliche Studierende nahmen hingegen nur zu 46,6 % schmerzlindernde Medikamente, und das im Schnitt an vier Tagen im Monat. Der erhöhte Konsum von Analgetika unter Frauen lässt sich unter anderem mit vermehrter Migräne und Regelbeschwerden in Zusammenhang bringen. Weitaus weniger Bedeutung scheinen den anderen vier untersuchten Medikamentengruppen zuzukommen: 13 % der Studierenden gaben an, im letzten Monat Schlaf- und Beruhigungsmittel eingenommen zu haben. Antidepressiva

wurden von 3,8 % genutzt, Abführmittel wurden von etwa 2 % und Appetitzügler von weniger als 1 % konsumiert.

»Zu Risiken und Nebenwirkungen...«

Allein die ellenlange Liste an Nebenwirkungen eines Standard-Schmerzmittels wie Ibuprofen zeigt die zweite Seite der Medaille: Sodbrennen, Übelkeit, Durchfall, Magen-Darm-Blutungen, Magenschleimhaut-Entzündungen sowie Magendurchbrüche, auch mit tödlichem Ausgang, werden gelegentlich beobachtet – in Abhängigkeit von Dosis und Einnahmedauer. Bei chronisch entzündlichen Darmerkrankungen können Schmerzmittel Schub auslösend wirken. Eine längere Einnahme von Ibuprofen gilt als lebertoxisch und schädigt gleichzeitig die Nieren. Darüber hinaus sind Wechselwirkungen mit anderen Medikamenten und Stoffen wie ASS, Antikoagulantien (beeinflussen Blutgerinnung), Lithium und Zink bekannt. Erschreckend ist vor allem die hohe Zahl des Schmerzmittelverbrauches bereits unter jungen Menschen. Häufig fehlt ihnen das Wissen über die schädliche Langzeitwirkung oder über Wechselwirkungen mit anderen Medikamenten. Deshalb sollte jeder Einzelne seinen Medikamentenkonsum kritisch hinterfragen, Beipackzettel lesen, Medikamente in Absprache mit dem Hausarzt einnehmen und Alternativen bei leichten bis mittelstarken Beschwerden in Betracht ziehen. Bei mäßigen Schmerzen kann zum Beispiel bereits ein warmes Kirschkernkissen für Symptomlinderung sorgen. Gegen Schlafstörungen helfen beispielsweise Lavendelbäder, körperliche Aktivität am Tag oder pflanzliche Baldrian-Dragees.

Fazit

Bisher wurde beispielsweise noch nicht das Einnahmeverhalten von Aufputzmitteln unter Studierenden während der Prüfungszeit untersucht. Es lässt sich nur vermuten, dass in Studienrichtungen wie Medizin oder Pharmazie, bei denen ein leichter Zugang zu Medikamenten möglich scheint, auch vergleichsweise häufiger Arzneimittel konsumiert werden. Deshalb wären zusätzliche Studien über den Medikamentenkonsum einzelner Fachrichtungen sowie bundesweite Untersuchungen sehr hilfreich.

Text: Laura Winkler

Illustration: Anne Walther

- K. Lohmann, B. Gusy und J. Drewes: Medikamentenkonsum bei Studierenden. In: Prävention und Gesundheitsförderung, Band 5,3/2010, S. 276–281
- Laura studiert Gesundheits- und Pflegewissenschaften.





National Day auf dem Campus der SQU

Gendern im Oman

Das Sultanat am Golf schreibt weder das Kopftuch vor wie der Iran, noch gibt es ein Fahrverbot für Frauen wie in Saudi-Arabien. Trotzdem ist das Bild an der Universität ein völlig anderes als hier.

Neben mir ertönt ein charakteristischer Pfiff. Am Anfang dachte ich, das müsse eine Art Kuckucksuhr sein. Aber nach kurzer Zeit habe ich mich daran gewöhnt, dass wieder bloß irgendein Smartphone eine WhatsApp-Nachricht empfangen hat.

Es ist die Zeit nach einer Vorlesung, in der viele Studenten ihre Geräte aus der Tasche holen und anfangen zu tippen. Schnell habe ich begriffen, dass ein Großteil der Kommunikation unter den Kommilitonen über Sofortnachrichten auf dem Handy läuft. Für mich eine großartige Gelegenheit, Arabisch zu lernen, denn im Gegensatz zum gesprochenen Wort kann man sich die Unterhaltung auf dem Handy später noch einmal durchlesen und Vokabeln besser merken.

Oman gilt als eines der heißesten Länder der Erde. Das Land am östlichen Ende der arabischen Halbinsel ist fast so groß wie Deutschland, kommt aber über die Einwohnerzahl von Berlin kaum hinaus. Durch ein DAAD-

Jahresstipendium hatte ich die Möglichkeit, in den vergangenen zwei Semestern an der Sultan-Qaboos-Universität (SQU) in Omans Hauptstadt Maskat zu studieren.

Der Sultan spielt eine zentrale Rolle im Leben der Omani. Das Staatsoberhaupt, nach dem die Uni benannt ist, hat im Jahr 1970 – mit Einverständnis der Briten – in einer palast-internen Revolte seinen Vater abgesetzt. Seitdem hat das Land, nicht zuletzt aufgrund Qaboos' vorausschauender Politik, eine beeindruckende Entwicklung durchgemacht. Das Sultanat ist zwar eine absolute Monarchie, das Staatsoberhaupt hat aber Reformen in Richtung einer konstitutionellen Monarchie angestoßen. Das Parlament mit beratender Funktion wird alle drei Jahre gewählt. Im Moment residiert Qaboos gesundheitsbedingt in Deutschland. Er gilt bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung als moderater und weiser Herrscher, der seinem Volk zu Wohlstand verholfen habe. Außenpolitisch fungierte er oft als Vermittler in überregionalen Konflikten, wie während iranisch-amerikanischer Zerwürfnisse.

Farbcode und getrennte Sitzordnung

Auf seine Initiative hin wurde im Jahr 1986 die SQU gegründet, die bis heute die einzige staatliche Universität im Sultanat ist. Alle neun Fakultäten liegen auf einem gemeinsamen Campus und decken zusammen mit der Uni-Klinik alle wichtigen wissenschaftlichen Bereiche ab. Kosten für Unterkunft und Verpflegung (auch die Mensa) werden vom Staat übernommen.

Durch die landestypische Kleiderordnung gestaltet sich ein für Mitteleuropäer ungewohntes Bild: Studentinnen tragen den schwarzen Umhang, die Abaya, die für die Hauptstadt typisch ist. Das Kopftuch ist keine Pflicht, aber die meisten fühlen sich damit einfach wohler. Neben dem Smartphone macht eine schicke Handtasche das Bild komplett. Die Studenten setzen sich zur weißen Dishdasha eine Haube aufs schwarze Haar, die Kumma. Deren Farben passen elegant zur Tarbusha, einer Quaste, die wie ein Wimpel neben dem Halsverschluss der Dishdasha baumelt. Omanische Professoren und Angestellte der Universitäten tragen über der Kumma noch den bunten, eng anliegenden Turban, den Massar.

An der SQU wird streng darauf geachtet, dass der Kontakt zwischen Frauen und Männern möglichst gering gehalten wird: In den Vorlesungen sitzen Studenten vorne, Studentinnen hinten und weiter oben, während in den Seminarräumen die Frauen links und die Männer rechts sitzen. Es gibt extra Gänge und Aufenthaltsräume für Frauen. Auch in den Bibliotheken gibt es getrennte Bereiche, und im Mensa-Gebäude sind die Säle für Männer und Frauen jeweils auf verschiedenen Etagen. Während der gesamten Zeit an der SQU habe ich niemals beobachtet, dass sich ein Student während eines

Seminars zu seiner Kommilitonin umblickt, wenn sie etwas zu einer Diskussion beiträgt. Das würde dem Anstand widersprechen. Sogar wenn ein Student einen Vortrag hält oder etwas präsentiert, blickt er nur seine männlichen Kommilitonen an – es sei denn, eine Studentin stellt eine Frage.

Bei einer Talentshow in der großen Aula war im Parkett und auf der linken Tribüne alles voller weißer Dishdasha-Gewänder der Männer, während auf den gegenüberliegenden Tribünen die schwarzen Abaya-Umhänge der Frauen dominierten.

Sonderstellung der Frauen – zwischen Moderne und Tradition

Aus omanischer Perspektive hat diese räumliche Trennung weniger mit Zwang zu tun, schon gar nicht mit Unterdrückung; vielmehr scheint es eine kollektive Einsicht zu sein, dass die jungen Frauen das kostbarste Gut der Gesellschaft seien. Die Studierenden kommen aus allen Teilen des Landes, und wenn Studentinnen während der Vorlesungszeit auf dem Campus leben, übernimmt die Universität gegenüber den weit entfernt wohnenden Eltern die Verantwortung für deren Töchter.

Damit erklärt sich auch der Umstand, dass nur Studentinnen in den Wohnheimen auf dem Campus zugelassen sind und sie sich frei auf dem Campus bewegen dürfen. Um weibliche Studierende nach Einbruch der Dunkelheit aus den Toren zu lassen, benötigt die Universität allerdings in vielen Fällen das Einverständnis der Eltern.

Das hört sich für deutsche Ohren zunächst fremd an, wird dort aber als selbstverständlich aufgefasst und trägt dazu bei, den Anspruch als Elite-Einrichtung des Landes aufrechtzuerhalten. Zur Zeit ihrer Gründung vor knapp 30 Jahren war es für die Region überaus fortschrittlich, Frauen überhaupt zum Studium zuzulassen. Die scheinbar übertriebene Fürsorge trug damals wesentlich dazu bei, dass Eltern sich dazu bereit erklärten, ihre Töchter für eine höhere Ausbildung »freizugeben«. Heute ist die Anzahl von Studentinnen





Bei einer Talentshow sitzen Studentinnen und Studenten getrennt in der großen Aula.

und Studenten in den verschiedenen Fachrichtungen annähernd gleich, und es heißt, es gebe sogar eine Männerquote, um bei den Immatrikulationen eine gleiche Gewichtung zu gewährleisten.

Lockere Sitten an der GUtech

Ganz anders ist das Spannungsfeld an der GUtech, der 2007 gegründeten German University of Technology in Oman, die 2012 in ein neues, sehr modernes Gebäude am Stadtrand von Maskat gezogen ist. Sie ist die erste Hochschule auf der arabischen Halbinsel, die mit einer deutschen Bildungseinrichtung assoziiert ist. Ebenso steht sie in engem Austausch mit der renommierten Technischen Universität in Aachen und ist die erste private Universität im Sultanat, deren Studiengänge international akkreditiert wurden.

Hier fällt auf, dass sehr viel mehr Studentinnen als Studenten eingeschrieben sind. Das mag damit zusammenhängen, dass viele wohlhabende Eltern ihre Söhne für eine möglichst gute höhere Bildung ins Ausland schicken, während viele Töchter als Ausgleich die

teuerste private Universität des Landes besuchen. Für Omani kostet ein Semester an der GUtech umgerechnet knapp 6000 Euro, für Nicht-Omani noch viel mehr.

Eine Gender-Trennung wie an der öffentlichen Sultan-Qaboos-Universität kann man hier kaum beobachten. Ich hatte mich an der SQU schon daran gewöhnt, den nötigen Abstand zu omanischen Studentinnen zu halten. Als ich für ein Praktikum an die GUtech kam, habe ich deshalb zuerst gezögert, mich in der Mensa ohne Weiteres neben eine verschleierte junge Frau zu setzen, aber der Umgang zwischen den Studentinnen und Studenten ist sehr viel offener und lockerer als in der 20 Minuten entfernten größeren Universität. Im modernen Innenhof oder draußen auf der Treppe sieht man auch mal, wie ein Student und eine Studentin sich ungezwungen näher kennenlernen oder angeregt diskutieren. Beiden gemeinsam ist allerdings die konservativ gehaltene Kleiderordnung.

Erst als ich wieder in Deutschland war, habe ich mich gefragt, warum Smartphones am Golf so viel verbreiteter sind als bei uns. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass die Gesellschaft nicht nur reich ist, sondern auch eher traditionell. Das macht WhatsApp zu einem willkommenen Instrument, um die Kommunikation zwischen jungen Omanerinnen und Omanern anzuregen.

Text und Fotos: Alexander Kückes

Karte: Central Intelligence Agency (http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Oman_1996_CIA_map.jpg)

- Alexander studiert Nahoststudien und Geographie (Bachelor)

Reif für die Insel?

Friederike und Nobert sind Lehramtsstudenten an der MLU und waren acht Monate in England für den Pädagogischen Austauschdienst als Fremdsprachenassistenten an Schulen tätig.

Maidstone Grammar School

Es war **zehn Minuten** vor zwei, als ich den langen Korridor zum Lehrerzimmer durchschritt. Das Meer der Schüler teilte sich vor mir wie von selbst. Es waren der Anzug und der Ausweis, der in einer Plastikhülle von meinem Gürtel baumelte und mit jedem schnellen Schritt gegen mein Bein schlug. Insignien der Macht, Insignien, die aus einem Studenten im Ausland einen Lehrer an einer britischen Grammar School machten.

Im Lehrerzimmer angekommen verstaute ich die Utensilien eines Vormittages im Kampf für die Grammatik und rückte im Spiegel nervös meine Krawatte zurecht. Der Job als Lehrer, das

hatte ich in sechs Monaten an einer britischen Schule gelernt, war nicht nur ein Teil Pädagoge, ein Teil Experte, ein Teil Didaktiker und ein Teil Psychologe. Er war vor allem auch ein Teil Schauspieler und ich hatte noch genau sieben Minuten und den Weg bis zum Dramakabinett Zeit, um die Gelassenheit in Person zu werden.

Das Dramakabinett

Dabei hatte es, wie es so schön heißt, so harmlos angefangen. An einem ungewöhnlich sonnigen Oktobermorgen fand ich mich im Sekretariat der 500 Jahre alten Maidstone Grammar School wieder. Mein Auftrag sollte es sein, den Schülern die Feinheiten der deutschen Sprache näher zu bringen und ihnen ein Fenster zur Kultur meines Landes zu öffnen. Dabei überraschte es mich vor allem, wie schnell mir die Oberstufe ans Herz wuchs und wie mich das außergewöhnliche Gemeinschaftsgefühl der Schule mitriss, sodass ich anstatt der



geplanten zwölf Stunden pro Woche häufig den ganzen Tag im Schulgebäude verbrachte, während ich an den Wochenenden mit Friederike und den anderen Fremdsprachenassistenten in der Weltgeschichte herumreiste.

Für den Moment war jedoch der Theaterraum mein einziges Reiseziel. Dort warteten Schüler auf mich, die noch um einiges nervöser waren und die ich kurzerhand in ein Kooperationsprojekt mit den deutschstämmigen Schülern einer lokalen Internatsschule gesteckt hatte. Das Projekt hatte sich aus einer Zusammenarbeit zwischen den beiden Schulen entwickelt, und ich wurde damit beauftragt, beide Schülergruppen in ein Rollenspiel einzubinden, das die sprachlichen Fähigkeiten und den kulturellen Austausch fördern sollte. Die Schüler sollten in verteilten Rollen verschiedene Szenen vorspielen und für 90 Minuten ausschließlich auf Deutsch kommunizieren. Leichter gesagt als getan. Für meine Jungs und mich begann so der lange Marsch von Schülern, die bisher hauptsächlich Frontalunterricht gewöhnt waren, zu solchen, die vor Gästen ein Rollenspiel durchführen konnten.

Als ich nun letztendlich mein Ziel erreichte und die Tür des Dramakabinetts mir den Blick in den Raum freigab, sah ich sicherlich nervöse Schüler, die gerne weit, weit weg gewesen wären, aber vor allem sah ich Schüler, die trotz allem hier waren, Schüler, die mir vertrauten und, ja, Schüler denen ich vertraute. Nach wochenlanger Planung und Vorbereitung waren mir die Zügel nun aus der Hand genommen, und es lag an den Schülern zu beweisen, wie viel sie gelernt hatten. Von der Seitenlinie aus verfolgte ich, wie sich ein Erfolg entfaltete, der noch lange ein Schulgespräch an beiden Schulen sein würde. Ein Erfolg, der jede Schweißperle wert gewesen war.

Text und Foto: Norbert Herbstreit

Was macht der PAD?

Der Pädagogische Austauschdienst (PAD) organisiert in Deutschland internationale Austauschprojekte im Schulbereich. Jedes Jahr ermöglicht er Studierenden, als Fremdsprachenassistenten an Schulen im Ausland zu arbeiten. Obwohl sich das Programm in erste Linie an Lehramtsstudenten richtet, ist die Teilnahme auch für Studierende anderer Fachbereiche offen, solange sie die nötigen Sprachkenntnisse vorweisen können. Die Assistenten unterstützen die ansässigen Sprachlehrer bei der Vermittlung praktischer Sprachkompetenzen und ermöglichen den Schülern einen Einblick in die Kultur ihres Heimatlandes. Neben einem Einblick in das länderspezifische Schulwesen und der Möglichkeit, kulturelle und sprachliche Kenntnisse zu vertiefen, erhalten Teilnehmer einen Unterhaltzuschuss, mit dem es sich in der Regel gut leben lässt. Mögliche Gastländer sind neben Großbritannien Australien, Belgien, China, Frankreich, Irland, Italien, Kanada, Mexiko, Neuseeland, die Schweiz, Spanien und die USA.

Derby High School

Während Norbert ein Sprachen-Projekt anging, hatte ich an der Derby High School eine etwas andere Art von Kooperationsprojekt in Angriff genommen. Vorweg gesagt: Es führte mich zur Herstellung gefühlter 50 Eierkuchen anlässlich des nationalen Pancake-Days, zu den wohl gemütlichsten Tearooms der Insel und zu der Erkenntnis, niemals mit einem spanischen Familienmenschen gleichzeitig nach Hause skypen zu wollen, solange man sich im selben Raum befindet.

Denn wo andere Fremdsprachenassistenten bei gastfreundlichen privaten Vermietern oder in englischen WGs unterkamen, wagte ich ein kleines Experiment und zog kurzentschlossen mit

der spanischen Fremdsprachenassistentin meiner Schule zusammen – noch ehe wir uns kennenlernten, sagte sie der kurzfristig entdeckten Wohnung zu. So warf ich alle Bedenken über Bord und fand mich in einer WG wieder, in der es ständig etwas zu tun gab – und lernte, neben ständigen Einflüssen englischer Höflichkeit und britischen Humors, gleich noch ein wenig Spanisch und die den Spaniern ganz eigene Herzlichkeit kennen.

Die selbstgebastelte Entdeckungsreise

Da wir uns glücklicherweise mit der französischen Assistentin ebenso gut verstanden, wurde aus uns Assistentinnen bald ein Dreiergespann, das gemeinsam nicht nur das Lehrerzimmer an der Schule, sondern auch die wichtigsten touristischen Anlaufpunkte Englands unsicher machte (wir wagten uns gar über die Grenze nach Wales). Wir unternahmen, mutigerweise, als gerade der Jahrzehntregen fiel, eine einwöchige, selbstgebastelte Entdeckungsreise in den Südwesten Englands (wo



wir die wahrscheinlich schmalsten von Hecken gesäumten Straßen des Landes befuhren). Wir erkundeten altherwürdige Städte wie Cambridge, Durham oder York und erfreuten uns auf den von Kolleginnen empfohlenen Weihnachtsmärkten in der Umgebung an deutschem Glühwein. Zusammen mit den Reisen, die Norbert und ich unternahmen, konnte ich bald in den meisten Teilen Englands, Wales' und Schottlands meine Hähchen setzen. Das wurde uns durch die doch großzügige Bezahlung unserer Arbeit an der Schule ermöglicht, durch die wir neben den Lebenskosten auch noch die Reisekasse gut bewältigen konnten. Aber auch, da die

Schule, an der ich arbeitete, unser Basislager in Derby war und wunderbar zentral inmitten der idyllischen Midlands lag.

Mit ein wenig Glück und einer Menge Aufgeschlossenheit für Neues wurde so aus dem »Lehraufenthalt« eine Zeit voller Entdeckungen auf dieser herrlichen Insel, in denen sich nicht nur Englisch-, sondern auch Französisch- und Spanischkenntnisse vertiefen ließen; und statt nur der englischen, konnte man noch gleich von Ferne mit Einheimischen zwei andere europäische Kulturen ertasten. Wir mögen so unsere Unterschiede haben, aber liebenswert sind sie doch alle. Nach acht Monaten kann ich auch sagen: Ja, selbst wenn sie manchmal etwas speziell erscheinen, auch die Briten.

Text und Foto: Friederike Minsel

- Friederike und Norbert haben dem Zentrum für Lehrerbildung auch ein ausführliches Interview gegeben. Den Link dazu findet Ihr auf unserer Website.

»Nicht nur Arme und Beine trainieren«

Lars Holtmann, Masterstudent Sportpsychologie und Trainer des Fußballvereins VfL Halle 96, über die herausragende Rolle der Psychologie im Sport.

Lars Holtmann wurde am 11.12.1982 in Osnabrück geboren. Nach dem Bachelorstudium der Sportwissenschaft an der »Deutschen Sporthochschule Köln« wechselte er 2010 nach Halle, um den Masterstudiengang Sportpsychologie draufzulegen. Seine Abschlussarbeit befasst sich mit »sportpolitischer Expertise im Fußball«. Seit 2011 trainiert Holtmann zudem den Fußball-Oberligisten VfL Halle 96.

Lars, du bist bereits 31 Jahre alt, hast aber erst vor Kurzem deine Masterarbeit abgegeben. Fühlst du dich schon als altes Eisen?

Nein, ich war ja nie an der Uni (*lacht*). Spaß beiseite. Ich habe alle Veranstaltungen in der Regelstudienzeit

abgeschlossen und nur für die Masterarbeit länger gebraucht, insgesamt zweieinhalb Jahre. Ich bin jetzt im 15. Semester.

Was hat dich dazu bewegt, Sportpsychologie zu studieren?

Ich hatte während meines Bachelorstudiums einen Dozenten, Günter Klein, der sagte einmal, dass gutes Training aus 25 Prozent Technik, 25 Prozent Taktik, 25 Prozent Kondition und 26 Prozent Psychologie bestehe. Er meinte, Psychologie sei das Wichtigste für einen Trainer. Deshalb habe ich den Masterstudiengang Sportpsychologie angehängt.

Du bist neben dem Studium seit etwa drei Jahren Trainer des Fußballvereins VfL Halle 96. Wie kam es dazu?

Ich war bereits Coach der zweiten Mannschaft des VfL. Nachdem mein Vorgänger Thomas Diedrich entlassen worden war, fragte man mich, ob ich den Job übernehmen könne. Da habe ich zugesagt.

Gibt es Studieninhalte, die du in deine Arbeit als Trainer einfließen lassen konntest?

Eigentlich ist das Studium auf die spätere Tätigkeit als Sportpsychologe ausgelegt. Aber insbesondere die Frage, wie man innerhalb einer Mannschaft ein gutes Klima schafft, war sehr nützlich für mich. Außerdem habe ich erkannt, dass Psychologie sehr wichtig ist, um gute sportliche Leistungen zu erzielen. Deshalb haben wir beim VfL jetzt auch eine Psychologin, die manchmal auf der Tribüne sitzt und sich die Körpersprache der Spieler anschaut. Mit ihr arbeite ich auch persönlich zusammen, um für den Kopf die richtigen Schlüsse aus Siegen oder Niederlagen zu ziehen. Auch einzelne Spieler suchen den Kontakt zu ihr.

Welche Vorteile hat es, Sport akademisch zu betrachten?

Wenn man selbst Sportwissenschaftler ist, dann hat man einen Plan, ein Konzept, wie man vorgehen kann. Ich habe alles selbst im Studium gelernt, kann mich auf wissenschaftliche Quellen berufen. Deshalb muss ich mich nicht auf

irgendeinen Idioten verlassen, der für mich die Trainingspläne erstellt.

Dein Dozent aus Köln betonte die herausragende Rolle der Psychologie im Sport. Welche Meinung hast du dazu?

Ich teile diese Auffassung. Es geht darum, bei den Spielern die richtige Mentalität zu entwickeln. Um ein Beispiel zu nennen: Donis Avdijaj, ein Nachwuchstalent des FC Schalke 04, hat sich vor Kurzem einen Mercedes gekauft und den zu Schrott gefahren. Vielleicht hatte der Junge irgendein Problem, welches man mit psychologischer Hilfe hätte beseitigen können. Denn es geht schließlich nicht nur darum, die Arme und Beine zu trainieren.

*Interview: Max Zeising
Foto: Markus Czarnetzki*

Sowohl das Institut für Sportwissenschaft als auch das Institut für Psychologie sollen nach den Kürzungsplänen der sachsen-anhaltischen Landesregierung aus CDU und SPD geschlossen werden. Zwar weigern sich das Rektorat und der Senat der Universität, die Pläne umzusetzen, doch die Regierung beharrt auf ihren Forderungen. Wie die Kürzungsdebatte endgültig ausgeht, ist noch nicht erkennbar.

Lars Holtmann, hier mit Basecap am Spielfeldrand



Wilmaaaaa!

Gedanken über die ideale Mitbewohnerin

Als ich letztens nach Hause kam und mich darüber freute, wie mich meine Mitbewohnerin quasi an der Tür begrüßte, begann ich zu überlegen, wieso wir uns eigentlich so gut verstehen und ich mich ausgerechnet für Wilma entschieden hatte. Ich dachte, diese Frage ließe sich am besten mit ihr zusammen klären.

Um sie für unser Gespräch positiv zu stimmen, gab ich ihr etwas von meinem Abendessen ab, woraufhin sie sich die Backen mit Salat und Gurke vollstopfte. Zum Nachtsch bot ich ihr noch ein Stück Apfel an. Dass sie eher ein genügsamer Typ ist, war wohl schon der erste Punkt auf der Pro-Liste. Außerdem sieht sie einfach zu niedlich aus, wenn sie isst. Nach dem Essen sah ich ihr bei ihren Fitness-Übungen zu und fand einen weiteren ihrer Vorteile: Sie ist in vielerlei Hinsicht ein Einzelgänger und versucht nie mich zu überreden, mit ihr joggen zu gehen, oder etwas in der Art. Da ihr Zimmer gewissermaßen auch eine Toilette hat, kommt es auch nie zu Streit bezüglich der Badezimmernutzung. Negativ müsste ich jetzt natürlich anmerken, dass sie nie aufräumt, aber ihr Zimmer ist klein – verglichen mit dem Rest der Wohnung – und so stört die Mehrarbeit eigentlich kaum.

Nach den ersten Positiven und dem einen negativen Punkt fiel mir zunächst erst mal nichts weiter ein. Hilfe und Antwort suchend sah ich Wilma an. Sie schaute aufmerksam zurück. Mir wurde klar, sie konnte mir gerade nicht weiterhelfen, aber sie kann gut zuhören und unterbricht mich nie, auch wenn sie mich gelegentlich anfaucht.

Aufgrund dieser – jedoch sehr seltenen – Meinungsverschiedenheiten ist es wohl auch nicht ganz schlecht, so dachte ich mir, dass sie zumindest selbstständig genug ist, auch mal ein Wochenende alleine zu verbringen, obwohl sie mich, wenn ich zurückkomme,

verwirrt anguckt, als hätte sie das Gefühl mich die ganzen Tage verschlafen zu haben. Das tut sie allerdings öfter, wenn ich den Tag über zu Hause bin, sie ist eher nachtaktiv. Da sie allerdings mit einer Studentin zusammenwohnt, ist auch das ein Pluspunkt für sie. Nie beschwert sie sich, wenn ich abends spät nach Hause komme oder länger Besuch habe.

Wobei mir bei spätabendlichem Besuch eine Begebenheit einfällt, bei der sie sich mit einer meiner Freundinnen in die Haare gekriegt hat, oder besser gesagt: in den Finger besagter Freundin. Trotz ihrer Befürchtungen trug sie jedoch keine Blutvergiftung davon, und mir brachte es die Gewissheit, dass Wilma mich auch gegen Einbrecher verteidigen könnte. Also, wenn jemand auf die Idee käme, in eine Studentenwohnung einzubrechen und sie gerade mal ihr Zimmer verließ. Das tut sie allerdings nicht so häufig, aber wenn, muss ich zumindest nicht um die Kabel meiner elektrischen Apparate fürchten, da sie die Begegnung mit ihnen klugerweise meidet, was andere Mitmieter nicht immer tun. Eine meist unvorteilhafte Erfahrung für beide Seiten.

Schließlich gab ich Wilma einen Keks und streichelte sie. Gut, sie ist nur ein Hamster. Aber sie ist pflegeleicht, kostengünstig und so flauschig. Welcher Mitbewohner hat schon so viele positive Seiten?

Text: Daniela Marx

Illustration: Anne Walther



Spießige Alternativität?!

Schrebergärten als neues Hobby für Studierende?
Was Alternativität für sie konkret bedeuten kann

Ein ganz normaler Tag für Studierende in Halle: Am Uniplatz vor dem Melanchthonianum tummeln sie sich, von unterschiedlichstem Aussehen und (fast) jeder Fachrichtung, reden miteinander, scherzen, lachen, diskutieren vielleicht auch. Sie kommen gerade von einer Veranstaltung oder warten auf die nächste und vertreiben sich die Zeit mit Freunden. Der ein oder andere trägt seine Haare in Dreads, einige Studenten haben lange Haare, die sie vielleicht noch zu einem Dutt hochbinden, am besten noch einen buschigen Bart; man sieht Studentinnen in bunten Haremshosen.

So haben vielleicht mehrere zu Beginn ihres Studiums den Eindruck: Boah, die wirken ja alle so alternativ, das ist ja voll cool! Das galt besonders für jemanden wie mich zu Beginn des Studiums, die ich von einem winzig kleinen Dorf komme, wo es schon eine Normverletzung ist, wenn der Rasen höher als zwei Zentimeter steht. Man hat im Alltag folglich auf einmal Menschen um sich, bei denen man das Gefühl hat, dass sie sehr offen sind und zu denselben Themen ähnliche Meinungen haben, wie man selbst oder besser noch, einen zum Nachdenken anregen. Aber was versteckt sich eigentlich hinter dem großen Wort »Alternativität« und was hat es damit genau auf sich?

Der typische Studierende als alternativer Mensch – das deckt sich mit dem allgemein gestiegenen Interesse der Gesellschaft an nachhaltigen Themen, wie etwa Umweltschutz, Schonung der Ressourcen, Veganismus und so weiter. Das ist doch eigentlich eine positive Entwicklung, über die wir uns freuen sollten, oder?

Dem gegenüber steht die These: »Die Linke ist konservativ geworden.« Auf diesen im gerade genannten Zusammenhang widersprüchlichen Satz bin ich eines Tags durch einen Zeitungsartikel und eine Veranstaltung im Rahmen meines Studienfachs Ethnologie gestoßen. Demnach richteten Milieus, die früher nach alternativen Lebensentwürfen suchten, nun ihr Interesse auf Sicherheit, zögen sich ins Private zurück, konsumierten also links, aber handelten eigentlich nicht mehr politisch. Das könne man auch in Einklang mit dem Kapitalismus bringen, der dazu fähig sei, Kritik an sich aufzunehmen und sich auf diese Weise im wahrsten Sinne des Wortes einzuverleiben. In Bezug auf Alternativität bedeutet das, dass es zur Mode wird, alternativ zu sein, und infolgedessen zum Mainstream wird.

Diese Informationen passen darüber hinaus geradezu umwerfend gut zu der Ansicht, dass junge Menschen von 20 bis 30 (also auch oder gerade Studierende) politisch wenig aktiv sind und sich stattdessen zum Beispiel einen Schrebergarten zulegen, in dem sie ihre ganze Freizeit damit verbringen, die Früchte ihrer Obstbäume zu ernten, Marmelade davon einzukochen oder früh zu heiraten. Äh, Moment mal, riecht es hier nicht unmissverständlich nach Klischee?! Wie nehmen die Studierenden selbst eine alternative Lebensweise wahr und welchen Stellenwert hat es für sie?



Eine Bekannte sagt zu diesem gesellschaftlichen Phänomen, dass sie den Begriff an sich schwierig finde, weil die Eingrenzung von Alternativität problematisch sei und keinen Maßstab biete. Alle Menschen sind für sie gewissermaßen verschieden, jeder auf seine Weise. Zu einem nonkonformen Leben gehört auch ein gewisser Grad an Offenheit für sie. Sie findet eine alternative Lebensweise gut, weil sie dem Konsumwahn abgeneigt ist und nicht Teil davon sein will. Damit verbindet sie unter anderem außerdem Nachhaltigkeit, Ressourcen- und Umweltschutz. Selbst aktiv ist sie, indem sie containert, sich vegan ernährt, bei Greenpeace aktiv ist und sich für die Umwelt einsetzt. Dass immer mehr Leute über eine nachhaltige Lebensweise nachdenken oder sie praktizieren, freut sie.

Dies also ein individueller Blick auf Alternativität. Theorie hin oder her – dieser Begriff war früher vielleicht einmal etwas, das einen bestimmten Typ von Mensch fest definiert hat. Heute jedoch müsste man es eher als Sammelbecken für Personen auffassen, deren Auffassung von unkonventionellen Lebensweisen mehr oder weniger voneinander abweicht. Die Frage ist, ob das so schlimm ist oder ob man sich freut, dass immer mehr Menschen sich Gedanken um Alternativen zum Beispiel zum konsumorientierten Leben machen. Vielleicht sollte man sich von dem Begriff »Alternativität« weder beirren lassen noch ihn als Etikett gebrauchen. Wichtig ist es, seiner Eingebung zu folgen und aus sich heraus handeln und nicht, weil etwas gerade Mode ist. Ein lautes Ja also für bürgerlich gelebte Alternativität, wenn sie denn ehrlich gemeint ist.

Text: Corinna Friedrich

Illustration: Anne Walther

Foto: wwwuppertal (CC BY-NC 2.0)

flickr.com/photos/

wwwuppertal/11211761313



Von der Uni zu UNICEF

Zwei Interviews über die UNICEF-Arbeitsgruppe Halle und die Möglichkeit der UNICEF-Campusgruppe, Université Paris Ouest Nanterre la Défense, Frankreich

Donnerstag, 6. November 2014, 14 Uhr an der Händelstatue auf dem hallischen Marktplatz. Normalerweise der wohl beliebteste Treffpunkt der Stadt, doch heute erregt ein Lied plötzlich die Aufmerksamkeit der Wartenden und Vorbeiziehenden. Viele Leute, vor allem Kinder, versammeln sich vor dem Stand.

Eine UNICEF-Mitarbeiterin begrüßt Interessierte und erklärt dass diese Veranstaltung im Rahmen des 25-jährigen Jubiläums des Kinderrechtsvertrags organisiert wurde. Es wurden Aktivitäten sowie ein Quiz angeboten, bei dem die Teilnehmenden zum Beispiel Hörspiele gewinnen konnten.

Welche Aktionen organisiert die UNICEF-Arbeitsgruppe Halle darüber hinaus? Wie kann ich mich als Student engagieren?

UNICEF-Arbeitsgruppe Halle

Die UNICEF-Arbeitsgruppe Halle gibt es seit 1993. Sie trifft sich einmal im Monat, um die verschiedenen Aktionen zu besprechen und weitere zu planen. Außerdem geht es um Fragen des Haushalts: Wofür wird das Geld ausgegeben und wie wird es verwaltet? Besprochen werden auch die Ergebnisse der vorherigen Veranstaltungen.

Das kleine Komitee ist eine richtige Gemeinschaft, fast wie eine kleine Familie. Jeder hat eine wichtige Rolle und trotz der Verantwortung sind alle immer gut gelaunt und freundlich. Es ist eine richtige Freude, sie zu treffen und sich über die Kinderrechte zu informieren.

Die *hastuzeit* hat die UNICEF-Arbeitsgruppe Halle besucht und die Mitglieder gefragt, welche konkreten Aktionen sie geplant oder bereits durchgeführt haben.

Gabriele Klatte: »Am 7. Dezember um 10 Uhr findet der Kunstbasar in der Oper Halle statt. Da werden Kunstwerke, die von Künstlern der Region

abgegeben werden, verkauft. Und dieses Jahr wird das Geld gegen Ebola eingesetzt.«

Carolin Vogel: »Alle zwei Jahre gibt es auch die berühmte Spendenlauf-Aktion »Wir laufen für UNICEF«, bei der Schüler aus Halle für UNICEF laufen. Jedes Mal ist es ein Erfolg.«

In Bezug auf das Engagement Studierender vertraute uns Frau Klatte an: »Würde es mehr Studenten geben, könnte man überlegen eine UNICEF-Campusgruppe zu gründen.«

UNICEF-Campusgruppe, Université Paris Ouest la Défense, Frankreich

Anders als eine UNICEF-Arbeitsgruppe ist eine UNICEF-Campusgruppe nur an einer Universität vertreten und für Studierende gedacht. Das Ziel wäre, junge Leute an der Uni für Kinderrechte zu sensibilisieren. An der hallischen Partneruniversität Université Paris Ouest la Défense (UPOND) existiert eine solche Gruppe bereits. Wir haben ein Interview mit der Vorsitzenden des UNICEF-Campus UPOND, Émilie Roland, geführt.

Émilie, warum engagierst du dich bei UNICEF?

Ich studiere im Master Strafrecht und Kriminalistik in der UPOND und das Thema Kindheit und besonders das der Kinderrechte hat mich immer interessiert. Es war also eine Selbstverständlichkeit, mich bei UNICEF zu engagieren. Jetzt arbeite ich ehrenamtlich seit 4 Jahren und hoffe, später für den Kinderschutz arbeiten zu können.

Kannst du etwas über das UNICEF-Campus-Projekt erzählen?

Das UNICEF-Campus-Projekt existiert schon seit vier oder fünf Jahren. Ich arbeitete eigentlich für den Pariser Ausschuss und hatte mich entschieden, eine UNICEF-Campusgruppe an der Université Nanterre zu gründen. Ich wollte andere Studenten auf die Problematik der Kinderrechte aufmerksam machen. Die Gruppe ist ganz neu, also beginnen wir gerade mit unseren Aktionen. Die Gründung hat acht Monate gedauert. Es war sehr lang und mühsam, dennoch sind wir motiviert geblieben. Jetzt gibt es zwölf Studierende, die sich engagieren.

Mit der französischen Verwaltung muss man eben häufig Geduld haben! Welche Projekte habt ihr gerade in Planung?

Für das 25-jährige Jubiläum der Kinderrechte haben wir eine Ausstellung geplant. Des Weiteren werden wir auch Dinge für den Schulbedarf sammeln und Kuchen verkaufen. Es gibt noch ein anderes Projekt, das »Olympiades« heißt. Die StudentInnen werden im olympischen Schwimmbad der Universität schwimmen und für jede geschwommene Bahn wird UNICEF Geld bekommen.

Sollte man spezielle Eigenschaften haben, um Freiwilliger zu werden?

Wie gesagt, man sollte geduldig sein, weil man manchmal viele Genehmigungen beantragen muss. Ich finde es auch gut, wenn die Freiwilligen organisiert und unabhängig sind. Denn sie können so ihre eigenen Projekte am UNICEF-Campus durchführen, zum Beispiel Konzerte oder Ähnliches. Es ist toll, wenn die Leute wirklich beteiligt sind. Ich muss auch sagen, es ist nicht immer einfach, eine Freiwillige zu sein, aber es lohnt sich! Ich bin sehr froh über meine Erfahrungen. Es war sehr bereichernd aus zwischenmenschlicher Sicht. Ich habe viele Menschen kennengelernt; und vor allem fühle ich mich nützlich.

Im Québec wurde eine Auszeichnung auf dem Abschlusszeugnis der freiwilligen StudentInnen eingeführt, um Freiwilligenarbeit zu fördern. Wie findest du das? Wäre es eine gute Idee, wenn man das in Frankreich auch tun würde?

Ich finde es sehr schade. Man sollte keine Benotung für Freiwilligenarbeit bekommen, weil man das von Herzen machen sollte. Wenn ich bei der UNICEF arbeite, ist es nur, weil ich es möchte, weil ich an die Sache glaube, nicht, weil ich eine gute Note haben möchte.

Ein Freund von mir studiert an einer Wirtschaftsschule in Paris. Er musste eine Freiwilligenarbeit machen, um eine gute Note zu bekommen, weil eine Freiwilligenarbeit zu machen »gern gesehen« ist, um einen Beruf zu bekommen: Kein Projekt bedeutete dort durchgefallen, mit der Anzahl der Projekte stieg die Note, bei drei Projekten gab es beinahe die Bestnote. Er hatte eine »gute Tat« vollbracht, also bestanden. Eigentlich hat er nur für eine halbe Stunde vor einem Stand gewartet. Das ist echt schade.

Aber das studentische Engagement wird in Frankreich immer stärker, vor allem an den Universitäten. Darauf können wir stolz sein.

Wenn du Studierende überzeugen möchtest, sich bei UNICEF zu engagieren, was würdest du sagen?

Gute Frage. Ich glaube, dass Wichtigste ist, an den Kinderrechten interessiert zu sein. Aber wenn ich Studierende überzeugen möchte, würde ich eher sagen: »Wir sind ein gutes Team von zwölf Mädels, die sehr motiviert und dynamisch sind, also worauf wartest du?«

Na ja, ernsthaft würde ich sagen: »Wenn du glaubst, dass Kinder die Zukunft sind, dann komm zu uns!«

Text und Interview: Elodie Sauër und Karim Ben Sghaier

*Foto: Antonio Zugaldia (CC BY 2.0)
www.flickr.com/photos/zugaldia/217750897*

- Wenn dieser Artikel dich inspiriert hat, kannst du unter folgenden Links mehr Informationen über UNICEF finden:
<http://www.unicef.de>
www.halle.unicef.de
- Oder direkt im Büro von der UNICEF-Arbeitsgruppe Halle: Kuhgasse 5, 06108 Halle / Bürozeiten: Di 10–13 Uhr; Mi, Fr 15–18 Uhr und Sa 11–13 Uhr / 0345/6825987





Autismus – eine unsichtbare Behinderung

Wie ich als Autist meine Umgebung wahrnehme und welche Probleme damit verbunden sind

Es ist schwer für mich, die Unterschiede zu erklären, welche bei der Art der Wahrnehmung von Autisten und Nichtautisten bestehen, da ich in meinem Leben nie ein Nichtautist gewesen bin und auch nie sein werde. Ich fange daher mit einem Gedankenexperiment an, welches ich mir in jüngster Zeit immer wieder überlege: Was wäre, wenn die meisten Menschen Autisten wären, wenn es also normal wäre, Autist zu sein? Ich denke, die Menschen würden unter anderem Gebärdensprache benutzen, da das Kommunizieren mit Lauten schnell sehr belastend werden kann. Gerade wenn viele Menschen sich auf engem Raum versammeln und sich unterhalten, führt das schnell zu einem sehr störenden Geräuschpegel. Für mich ist es dann zum Beispiel sehr schwer, die Stimme meines Gesprächspartners von dem einzigen Geräuschbrei zu unterscheiden, welcher mich umgibt. Aber auch, wenn ich still in einer Ecke sitze, ist es nicht einfach, diese vielen akustischen Reize, welche auf mich einströmen, zu verarbeiten. In die Mensa gehe ich daher meist kurz nachdem sie geöffnet hat oder kurz bevor sie schließt,

also immer dann, wenn sie einigermaßen leer ist.

Nicht nur Geräusche können einem Autisten zusetzen, auch Gerüche und bestimmte visuelle Reize, darunter besonders Sonnenschein, sind belastend. Wenn ich in der Straßenbahn neben einem stark parfümierten Menschen sitzen muss, kann das für mich sehr anstrengend sein. Ich bekomme dann schnell Kopfschmerzen und verfluche die Parfumerhersteller, ebenso wie ich dankbar für die Tatsache bin, eine selbsttönende Brille zu haben. Dazu kommt noch häufig das Problem der schnellen Reizüberlastung. Die bei Begrüßung und Verabschiedung üblichen Umarmungen sind mir aufgrund

der sehr starken Reize auf meiner Haut sehr unangenehm, weshalb ich sie nach Möglichkeit vermeide.

Obwohl ich versuche, solchen Reizüberflutungen aus dem Wege zu gehen, bin ich häufig schnell erschöpft. Wenn ich nach Hause komme oder mich in eine Bibliothek setze, um dort in Ruhe zu arbeiten, brauche ich erst einmal eine Weile, um mich mental zu erholen und meine Gedanken zu ordnen, bevor ich arbeiten kann.

Probleme mit anderen Menschen

Als Kind war mein Reizfilter noch schlechter ausgeprägt als heute. Kindergarten und Grundschule waren für mich eine Hölle, da die anderen Kinder zu laut und in ihrem Verhalten zu unverständlich waren. Ich zog mich zurück und konzentrierte mich auf Dinge, welche mir halfen, etwas Ordnung in diese völlig chaotische Welt zu bringen. Ich las zum Beispiel als Kind bereits zur Grundschulzeit sehr viele historische Fachbücher, aber auch Bücher über Tiere und Pflanzen, und sammelte in diesen Bereichen ein Wissen an, welches das meiner Klassenkameraden bei Weitem überstieg. Aber all das hatte natürlich einen Haken: Diese Zeit des Rückzuges fand in der sogenannten sensitiven Phase statt, in welcher man eigentlich die grundlegenden sozialen Kompetenzen erlernt. Ein Umstand, welcher mir bis heute Probleme im Umgang mit anderen Menschen bereitet. Wenn zum Beispiel in einem Seminar der Dozent die Namen noch nicht kennt, jemanden aufrufen will und in meine Richtung blickt, bin ich mir nie sicher, ob er nun mich meint oder meinen Sitznachbarn. Das ist nur ein Beispiel für die vielen kleinen Dinge der nonverbalen Kommunikation, welche mir bis heute sehr schwerfallen.

Auch viele ungeschriebene gesellschaftliche Regeln kenne ich nicht oder musste sie mir erst mühsam selbst beibringen. Das Problem dabei ist, dass meine Behinderung unsichtbar ist, sie niemand sehen kann, weshalb mein Unverständnis für soziale Situationen oft nicht verstanden wird und Ablehnung

hervorruft. Bevor ich mich unangemessen verhalte und damit anecke, sage ich lieber gar nichts und ziehe mich zurück.

Angeeckt bin ich im Laufe meines Lebens schon einige Male und es tat mir oft sehr weh. Es schmerzt mich, wenn jemand meines Erachtens zu Unrecht eine falsche Meinung von mir hat, aber nicht jedes Missverständnis lässt sich aus dem Wege räumen. Häufiges Nachfragen, um diese Missverständnisse auszuräumen, ist oft nicht erwünscht, aus welchen Gründen auch immer. Früher machte ich auch ständig den Fehler, anderen ausführliche Vorträge über meine umfangreichen Kenntnisse in meinen Spezialgebieten zu halten, ohne dabei zu berücksichtigen, dass diese sich dafür kaum interessierten. Merken tat ich das übrigens erst, als ich mal von einem anderen Autisten zugetextet wurde. Es war, als sähe ich in einen Spiegel.

Heute habe ich realisiert, dass Small Talks mit den meisten Menschen aufgrund der völlig unterschiedlichen Interessengebiete kaum möglich sind. Allenfalls bei Kommilitonen aus meinem Studiengang oder Studenten verwandter Fächer klappt das häufiger, wobei sich die Gespräche dann meist um die Inhalte des Studiums drehen. Um ungewollte soziale Konflikte und den damit verbundenen Schmerz zu vermeiden,



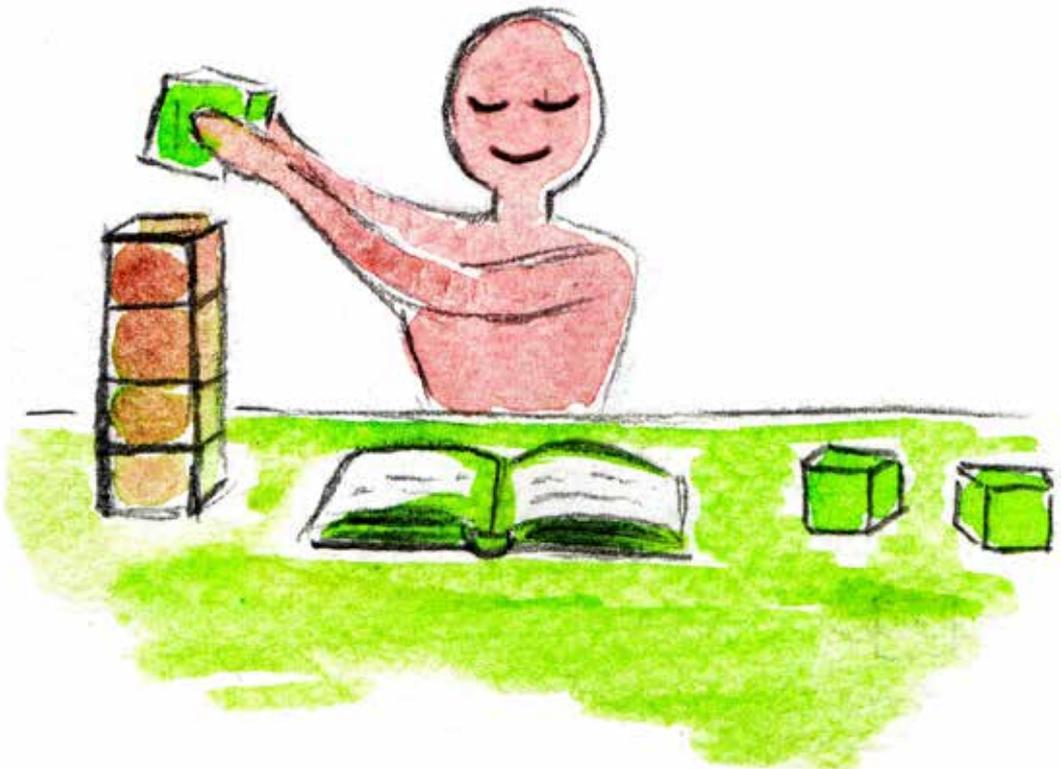
versuche ich jedoch kaum noch, meine sozialen Kontakte über die Ebene des Small Talks zu heben. Daher ist mir häufig unterstellt worden, meinen Mitmenschen gegenüber gleichgültig zu sein, was nicht stimmt. Ich weiß meist nur nicht, wie ich meine Interessen und Gefühle gegenüber Mitmenschen zeigen soll. Auch bestimmte Gefühle anderer Menschen, die ich wahrnehme, sind Reize, welche mich belasten. Wenn in der Schule ein Klassenkamerad ausgeschimpft wurde, fühlte ich mich so, als würde ich ausgeschimpft, auch wenn ich wusste, dass die Schelte berechtigt war. Wenn ich wahrnehme, dass es anderen Menschen schlecht geht, leide ich darunter und versuche, sofort zu helfen, was, wie ich hoffe, auch einige Menschen, die mich kennen, bestätigen können. Autisten interessieren sich nicht für ihre Mitmenschen? Was für ein Blödsinn!

Der Unterschied zwischen Akzeptanz und »Therapie«

Mir selbst wird jedoch auch häufig mit Verständnis begegnet, wenn ich mich »oute«. So wird meist akzeptiert, wenn ich auf die üblichen Umarmungen zu Begrüßung und Verabschiedung verzichte, um nur ein Beispiel zu nennen. Ich habe auch das Glück gehabt, Eltern zu haben, die mich so annehmen, wie ich bin und die mich zu einem freien Menschen erzo-gen haben. Andere Eltern fühlen sich oft überfordert mit dem Verhalten ihres autistischen Kindes (alltägliche Reize nehmen autistische Kinder nochmals sehr viel schmerzhafter wahr

als Erwachsene, weshalb unter anderem Dinge wie Zähneputzen oder Haare kämmen oft zum Problem werden) und sehen sich auch einem starken gesellschaftlichen Druck ausgesetzt, dass ihre Kinder gesellschaftsfähig und »normal« seien. Autismus-»Therapien« wie ABA (Applied Behavior Analysis), welche darauf ausgelegt sind, den Willen des Kindes zu brechen und es so von seinem Autismus zu »heilen« (Autist bleibt man sein Leben lang), sind daher zurzeit stark im Kommen. Meines Erachtens ist das nichts anderes als Kindesmiss-handlung. Ich fühle mich selbst angegriffen, wenn Kindern so etwas zugemutet wird, nur weil sie Autisten sind. Eine freie, starke und demokratische Gesellschaft akzeptiert jedes ihrer Mitglieder so, wie es ist, auch wenn es die Welt anders wahrnimmt.

*Text: Karl Hollerung
Illustrationen: Katja Karras*



Für zwei, drei Bier

Ein Gespräch mit einem Musiker über die niedrigen Eintrittspreise der hallischen Rockkonzerte

Zwanzig Minuten vor Beginn des Konzertes beschwert sich eine junge Dame darüber, dass 50 Cent für die Garderobe bei den Eintrittspreisen – in diesem speziellen Fall 15 Euro an der Abendkasse – nun wirklich zu viel verlangt seien.

Diese Bemerkung ist der Anlass für ein Gespräch mit dem musikalischen Leiter besagten Konzertes, Frithjof Eydam (*1985). Er ist freischaffender Musiker und Komponist, Lehrer für Kontrabass und Klavier und Gründungsmitglied der Krautrockband Fake Blanche.

Was kostet die Durchschnittseintrittskarte für ein Konzert?

Gefühlt würde ich sagen ... maximal fünf Euro.

Wer entscheidet über diesen Preis?

Das macht der Veranstalter. Wenn ein Club ein Konzert veranstaltet, dann bestimmen die auch den Eintrittspreis.

Was anderes ist es, wenn wir als »Band« selber ein Konzert veranstalten – was nicht ganz stimmt, weil meistens sind es entweder Friedemann (*Sänger von Fake Blanche, Anm. d. Red.*) oder ich. Da haben wir uns nicht immer daran gehalten. Meistens ja, aber es gab auch schon Ausnahmen. Gerade wenn wir internationale Acts hatten, haben wir auch bisweilen schon mehr genommen.

Und wer bekommt das Geld am Ende?

Normalerweise ist es so, dass das Geld, das an der Tür eingenommen wird, nach Abzug der Kosten für das Konzert an die Bands geht. Das ist der sogenannte Door-Deal.

Kommen zum Konzert zweihundert Leute, dann kriegt die Band viel Geld. Kommen nur zwanzig Leute, kann es manchmal auch sein, dass gar nichts übrig bleibt. Inzwischen ist es üblich, dass selbst Bands von weit her – also internationale Acts aus Polen, Russland – auch Door-Deals eingehen, und dass das unter Umständen schon bedeuten kann, die Band kriegt nicht mehr

als fünfzig Euro. Damit hat natürlich eine Band aus New York noch nicht ihre Ausgaben gedeckt, das ist klar.

Woran kann man nun festmachen, dass fünf Euro wenig sind?

Erstens daran, dass es sich wirtschaftlich nicht rechnet, spricht, dass ein Konzert eigentlich mehr kostet. Rein aus professioneller Sicht, wenn man Profimusiker ist, würde man sagen: »Ich investiere Zeit, und in der Zeit kann ich nirgendwo anders Geld verdienen.«

Das ist das eine.

Wenn man vergleicht, was andere verdienen – zum Beispiel ein DJ oder jemand in der klassischen Musik – da ist der Eintritt doch häufig etwas höher. Wir reden hier von fünf Euro als



Höchstgrenze. Das heißt, es gibt auch Konzerte, wo weniger Eintritt genommen wird. Und wenn man dann überlegt, dass ein Bier zwei Euro kostet ...

Wenn nur eine Band spielt, dann wären fünf Euro durchaus schon eher viel, wenn drei oder vier Bands oder gar – was ich auch schon erlebt habe – acht Bands an einem Abend ... naja.

In Halle weiß ich meistens nicht, kriege ich für den Preis eine qualitativ gute oder eine schlechte Band, weil ich das vom Preis nicht ablesen kann. Das kostet alles gleich viel.

Gibt es einen bestimmten Grund dafür, dass die Preise so niedrig sind?

Erstens sind die Preise schon seit einigen Jahren so, das heißt, das Publikum ist daran gewöhnt, recht wenig Geld zu zahlen für Bands, auch wenn sie aus dem Ausland kommen.

Letztendlich geht das sicherlich auch ein bisschen auf die Nachfrage zurück – wenn man in Halle hundert Leute zusammenkriegt, ist das schon viel. Und dementsprechend ist man froh, wenn man wenigstens ein bisschen Unkosten deckt. Das wird teilweise auch so gemacht, dass man einen Preis anbietet und sagt: »Ihr dürft aber auch gern mehr zahlen und damit Bands unterstützen.«

Das zweite ist, es gibt sehr viele Bands, die ein Interesse haben, auf der Bühne zu stehen. Einfach um überhaupt erst mal wahrgenommen zu werden. Da gibt es immer wieder welche, die für gar nichts spielen.

Und die Location kalkuliert einen Gewinn an der Bar ein. Deswegen ist es für die Veranstalter vielleicht sogar fast besser, wenn die Leute das Geld nicht an der Tür lassen, sondern eben eher an der Bar.

Was kann man denn dagegen machen?

Als Band kann man sagen, man spielt nur, wenn es eine Gage gibt. Wenn ich selber Veranstalter bin, kann ich selber den Preis bestimmen, dann muss ich natürlich davon ausgehen, dass wenn ich den höher ansetze, nicht alle Leute bereit sind, das zu bezahlen. Oder ich kann die Veranstalter zwingen, die Preise zu heben, indem ich eine hohe Gage ansetze. Das geht aber nur, wenn es alle machen. Wenn ich das als einzelne Band mache, dann bucht mich keiner.

Man muss sich nicht am Dumping beteiligen. Die Nachfrage leidet auch darunter. Obwohl die Preise so günstig sind, sind teilweise Konzerte schlecht besucht. Da könnte man sagen: »Der Eintritt kostet doch aber nur drei Euro.« Nur, wenn man fünfmal irgendwo war und die Musik scheiße fand, überlegt man sich das vielleicht beim sechsten Mal.

Interview: Friederike Eydam

Foto 1: Elisabeth Kulla

Foto 2: Christian Schoen



Techno, Drogen und Paradiesvögel

Wer geht denn da hin? Woher kommt das, und warum machen die das?
Und wie sieht's damit eigentlich in Halle aus?

Diese Raver. Die meisten von ihnen sind unter der Woche im Alltag eingebunden. Wenn sie dann am Freitagabend über die Türschwelle des Clubs getreten sind, fühlen sie sich, als hätten sie die Cherubinen überlistet und wären ins Paradies gekommen. Sobald sie die wummernenden Bässe in ihren Eingeweiden spüren, sind sie der Gesellschaft entkommen, können ein weiteres Abenteuer erleben, ohne weit weg zu müssen.

Der Club ist eine Insel der Freien. Im Laufe des Abends bildet sich ein fröhlicher Haufen verschiedenster Gestalten. Unter ihnen finden sich glitzernde, bunt geschminkte und eigenartige verkleidete Geschöpfe in einer Häufung, sodass Anderssein zur Normalität wird.

Die Liebe zur elektronischen Musik eint die Tanzenden, wird zum verbindenden Element. Sie macht einander zu Brüdern und Schwestern, einer sympathischen Mutanten-Familie, die glücklich und friedlich tanzt.

Viele der Feiernden kennen sich. So entsteht ein Geborgenheitsgefühl. Das erklärt auch, warum die Dancefloors in diesen verruchten Schuppen meist so liebevoll und schräg dekoriert sind. Sie werden zu einem Wohnzimmer des Wochenendes, bunt und skurril. Von der Decke und an den Wänden hängen allerhand Artefakte, die sich über die Zeit angesammelt haben. Sie erzittern vor dem Bass. Dazu bewegen die Tanzenden ihre Glieder, den ganzen Körper. In der Art, in der sie den Beat spüren, manifestiert sich häufig auch die Wirkung der Droge.

Techno und Ecstasy

Diese Droge kam als Partypille quasi zusammen mit dem Techno auf die Welt und kann schwer von der Szene getrennt werden, obwohl es nur ein gewisser Teil der Feiernden ist, der sich dieser Gefahr aussetzt.

Jemand, der diese Drogen noch nie genommen hat – oder nicht in Kombination mit Techno –, wird die Motivation derjenigen, die dies tun, möglicherweise nie ergründen. Ecstasy, oder spezifischer MDMA, geht mit Techno eine Symbiose ein, die erschreckend faszinierend ist. Man ist zum Tanzen gezwungen. Der Klabautermann, der sich durch die Droge in den Weiten deines Gehirns einnistet, fordert von dir genau die Bewegungsgeschwindigkeit, die dem Techno innewohnt.

Pure Liebe erfüllt den Körper. Für die gesamte Welt und jeden in der näheren Umgebung. Das Abgetrennt-Sein von der Welt, was viele dieser jauchzenden Banditen in ihrem normalen Leben empfinden, ist überwunden. Der zum Priester erkorene DJ vervollständigt das Ritual durch die leicht monotone, sphärische Musik. Das Raumzeitgefüge scheint dann außer Kraft gesetzt, sodass diese Veranstaltungen bis in den nächsten Tag andauern. Es sei denn, man verträgt diese Droge nicht oder dosiert falsch, dann kommt es zum zittrigen Erbrechen und vorzeitigem Party-Aus.

Das Morgengrauen birgt ein dumpfes Gefühl. Die Glücksgefühle auf Vorschuss verlernt, der Kiefer am Schmerzen. Irrendwo hinter unbefriedigendem Schlaf, den man sich durch Downers verschafft, wartet dann Käpt'n Einsicht.

Einige, die nirgendwohin zurück können, versuchen, ihm zu entkommen. Ahoi! Auf zu einem neuen Club. Einer neuen Insel, einem neuen Paradies. Doch die dauerhafte Flucht kann Spuren hinterlassen. Ihre Gesichter und Körper sind dann davon gezeichnet. Eingefallen, grau. Die Augen tief in den





Höhlen, möglichst von einer Sonnenbrille verdeckt. Diese armen Gestalten werden zu einer verblichenen Karikatur ihres Lebensstils.

Die Kulturgeschichte

Die Raver werden immer mehr zur Minderheit, da diese Musik zunehmend beliebter geworden ist. So beobachten sie die Kommerzialisierung ihrer Kultur argwöhnisch.

Die Feiertouristen werden mehr, und damit steigt die Gefahr, dass ihr Paradies zu einem großen Zirkus wird. Einem Zoo der Freaks, mit Gaffern am Rande, die von ihrer Abenteuerlust getrieben werden, sehen und gesehen werden wollen oder nach einem geeigneten Partner suchen.

Ende der 80er war Techno noch eine politisch motivierte Avantgardebewegung, die mit den Konventionen jener Zeit brechen und die »Mauern« einreißen wollte, wie es das Manifest der Musikgruppe Underground Resistance beschreibt.

Mit einer Welt, in der sie den Namen der Bounty zu einer Hure des Konsums vergewaltigt haben, wollte damals niemand etwas zu tun haben. Zu jener Zeit schwappte der sogenannte Acid-House aus Detroit nach Europa. Diese Gegenkultur wurde von der Gesellschaft als derartige Bedrohung empfunden, dass Großbritannien beispielsweise im Criminal Justice Act von 1994 das Rave auf Open Airs unter Strafe stellte.

In Ostdeutschland gab es nach dem Fall der Mauer jedoch de facto einen gewissen rechtsfreien Raum, eine Art Techno-Exil, das dieser Subkultur einen fruchtbaren Nährboden bot. Hier tanzten Menschen aus aller Welt zusammen. Der Rave verstand sich als verbindendes Element eines geteilten

Landes. Die Loveparade, die 1989 als politische Demonstration ins Leben gerufen wurde, veranschaulichte dann den Ausverkauf dieser Ideale. Als zum zehnjährigen Jubiläum ein Musikwagen der CDU die Straßen Berlins beschallte, symbolisierte das die Ankunft des Technos in der Mitte der Gesellschaft.

Halles Techno

Mittlerweile gehört die elektronische Musik zu einem der umsatzstärksten Musikzweige, und der Techno wurde massentauglich. So verwundert es nicht, dass der gesteigerten Nachfrage ein immer größeres Angebot folgt und auch in Halle immer mehr Veranstaltungen und Clubs in diesem Bereich entstanden sind.

Jedoch gibt es immer wieder Veranstaltungen, die aus dem legalen Rahmen herausfallen und abseits des Mainstreams die Subkultur am Leben halten wollen. Hierfür hat die Stadt Halle als einzige in Deutschland sogenannte Freilufttanzveranstaltungen gestattet. Ein vielversprechendes Projekt, da junge Menschen Subkulturen meist als Attraktivitätssteigerung wahrnehmen.

Dass es immer noch illegale Open Airs gibt, hat oft ganz praktische Gründe. Open Airs kosten Geld, und dieser Aufwand wird dann zum Beispiel über den Verkauf von Getränken finanziert. Das ist bei legalen Partys eine bürokratische Hürde, die beim Nichtanmelden der Partys nicht entsteht.

Das Gleiche gilt auch für die illegalen Clubs, die nicht nur mit den Ausschank-, sondern auch mit den baulichen Verordnungen Probleme bei einer Anmeldung bekommen würden. Mal ganz abgesehen davon, dass einer Gegenkultur rechtliche Rahmenüberschreitungen wahrscheinlich immanent sind und auch ein gewisser Reiz darin liegt, außerhalb des Kontrollbereichs einer Gesellschaft zu feiern.

Text: Lukas Lange

Fotos: Geoffrey de Kleijn (CC BY-NC 2.0)
[flickr.com/photos/jaysphoto/9193253777](https://www.flickr.com/photos/jaysphoto/9193253777)
[flickr.com/photos/jaysphoto/9193314991](https://www.flickr.com/photos/jaysphoto/9193314991)

Rammstein trifft Michael Ende

Warum die Inszenierung von »Der Spiegel im Spiegel« im Neuen Theater sowohl modern als auch anregend daherkommt

Am Ende also noch Rammstein. Zum Song »Mutter« tanzen alle Schauspieler entrückt und zugleich rhythmisch, die Szenerie wird abgedunkelt, es raucht und ist laut. Ein Richter verspeist blutverschmiert eine Leiche. Die bleich geschminkten Gesichter der Darsteller wirken jetzt noch einmal besonders unwirklich. Werden nun auch noch die beiden Engel, die bisher nahezu bewegungslos das Bühnenbild rahmten, aktiv?

Willkommen in der dritten Inszenierung von Jo Fabian am Neuen Theater in Halle. Sie ist besonders und zeigt eindrucksvoll, dass ein Theaterabend nicht unbedingt nur klassisch verlaufen muss. Bisher gab es von Fabian in Halle »Die Weber« und »Das Leben des Galilei« zu sehen. Modernen, aber am Ende doch klassischen Theaterstoff. Mit der Adaption von Michael Endes Geschichten-sammlung »Der Spiegel im Spiegel« beschreitet er jetzt unbekannteres Terrain. Durchaus eine mutige und ungewöhnliche Auswahl, die auch die Gefahr des Scheiterns nicht ausschließt.

Das Original »Der Spiegel im Spiegel« besteht aus mehreren Kurzgeschichten, die alle auf die surrealistischen Gemälde von Michael Endes Vater Bezug nehmen. Im Buch noch einzeln stehend, sind sie in der Inszenierung jetzt verbunden. Rahmenhandlung ist ein Prozess bestehend aus Richter – mit toller Mimik und Komik verkörpert von Hilmar Eichhorn –, Ankläger, Verteidiger, sowie Justiziers. Letztere übernehmen im Laufe der Handlung verschiedene Rollen vom Zeugen bis zum Täter.

Am Anfang des Prozesses steht zunächst die Frage: »Was denken Sie, befinden Sie sich im Traum oder sind Sie wach?« Während der Zuschauer die Frage mit »Traum« beantworten würde, halten die Darsteller sich allesamt für wach. Das Traummotiv zieht sich dann



durch die gesamte Inszenierung. Immer wieder geht es darum, was im Traum möglich oder auch erlaubt ist.

Über den Prozess als Rahmenhandlung zitieren die Handelnden verschiedene Erzählungen von Endes Original. Verändert sich die Szenerie und eine andere Geschichte, wird adaptiert, wird statt des außerordentlich gelungenen, aufwendig konstruierten Bühnenbilds die Rollenverteilung der Darsteller verändert. So kommt es beispielsweise vor, dass zu verschiedenen Zeiten der Richter auch Täter und Angeklagter ist.

Michael Endes Kurzgeschichten sind durchaus ernst: In Fabians Inszenierung zeigt sich das etwa an der Tragik des wartenden Tänzers. Als Zeuge aufgerufen, schildert er seine eigene hoffnungslose Situation: Er wartet vor einem Vorhang darauf, dass dieser sich öffnet, um vor Publikum tanzen zu können. Doch der Vorhang bleibt geschlossen. Von der Stelle rühren aber kann er sich nicht, jeden Moment könnte sich der Vorhang ja öffnen. Über seine Situation wird der Tänzer verrückt. Eine ganz eigene Tragik: auf den ersten Blick witzig und dann anrührend. Im Stück wird aus diesem Tänzer dann später ein Angeklagter. Warum dieser Wechsel geschieht, kann man verschieden beurteilen, doch hier handelt es sich um experimentelles, surrealistisches Theater, wo auch einiges unklar bleiben darf und soll.



Solches Theater wird wohl nicht jeden Geschmack treffen, doch es ist kurzweilig, unterhaltsam, vielseitig und vor allem anregend. Über viele Szenen kann man unterschiedlich und unter verschiedenen Gesichtspunkten nachdenken. Dies ist die größte Stärke des Stücks. Geschont wird der Zuschauer hier weder gedanklich noch visuell: Das Verspeisen eines Ungeborenen durch den Richter ist zentral auf der Bühne zu sehen. Bezug wird auf eine Geschichte Michael Endes genommen, in der es darum geht, ob die mögliche spätere Tat eines Ungeborenen erlaubt, diesem die Geburt zu verwehren. Generell ist der Stoff – schon im Original kein Kinderbuch – durchaus gewalttätig: auch Blut, Vergewaltigung und Mord kommen vor.

Die ständigen Rollenwechsel fordern den Schauspielern einiges ab. Der Mixtur aus Schauspielstudenten aus dem Studio, Gastspielern und jenen aus dem Ensemble gelingt das gut. Auf der Bühne ist stets überall Aktivität, und vor allem auf die ausdrucksstarken Gesichtszüge scheint Fabian Wert gelegt

zu haben. Neben dem schon erwähnten Eichhorn ist hier auch Danne Suckel, die ihrer Rolle als Verteidiger(in) auch eine ironische Note verleiht, sehr überzeugend.

Erlebt werden kann mit Fabians Interpretation von »Der Spiegel im Spiegel« ein Theaterabend der etwas anderen Art. Das Stück fordert heraus, lässt vieles offen für Interpretationen, weiß aber auch mit Situationskomik zu unterhalten.

Text: Tobias Hoffmann

Fotos: Falk Wenzel / Theater, Oper und Orchester GmbH Halle

- Nächste Vorstellungen:
7. Dezember, 31. Januar

Promotionsvorträge

Am Donnerstag, den 11. Dezember lädt der AK ProRat um 18 Uhr zu Vorträgen in der Dozentenbibliothek im Thomasianum am Universitätsplatz 10a ein. Grit Böhme vom Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik von der PhilFakI berichtet über ihre Ergebnisse zum Thema »Klingt wie Sputnik – Typische Radiomoderation aus Sicht der Hörer«. Jürgen Hollick hingegen stellt sein Thema »Identitätskonstruktionen in der Pflege« vor und studierte am Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaft der Medizinischen Fakultät. Danach kann man mit den Promovierenden ins Gespräch kommen. Die Veranstaltung ist kostenlos.

Uni-Weihnacht

Das Collegium Musicum der MLU bringt Euch bei freiem Eintritt in Weihnachtsstimmung. Am Sonntag, 7.12. um 16.00 Uhr gibt es im Ludwig-Wucherer-Saal der IHK (Franckestr. 5) ein »Kleines Adventskonzert«. Am Dienstag, 16.12. findet um 18.30 Uhr in der Aula im Löwengebäude ein Adventssingen für alle Uni-Angehörigen statt. Und am 31.12. um 22.30 Uhr ertönt Händels »Messiah« in der Laurentiuskirche, Am Kirchtor.

- <http://www.coll-music.uni-halle.de/konzerte/>

Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Andere Weihnachtsmärkte mit Semesterticket

Lasst Euch nicht den besinnlichen Weihnachtsmarkt in Naumburg entgehen. Bis zum 21. Dezember könnt Ihr jeden Tag die Öffnung des Adventskalenders erleben oder die überlebensgroße Krippe bestaunen. Fahrt dazu einfach mit dem Zug zum Bahnhof in Naumburg. Wenn Ihr noch mehr wissen wollt, wann dort zum Beispiel die MDR-Jump Weihnachtsmarkt tour mit Sarah und Lars stattfindet, dann gebt den Link ein:

- <http://www.naumburg-im-advent.de/weihnachtsmarkt.html>

Eine festliche Alternative bietet der Christkind'l-Markt im Kurpark vom 5. bis 14. 12. in Bad Lauchstädt. Am besten Ihr fahrt mit dem Zug vom Hauptbahnhof Halle bis nach Bad Lauchstädt, dann seid ihr schon da. Für weitere Infos und wann Ihr den Pfefferkuchenkobold antrefft, schaut doch hier vorbei:

- <http://www.goethestadt-bad-lauchstaedt.de/seite/104913/>

Besucht doch vom 12. bis 21. Dezember den Torgauer Märchenweihnachtsmarkt, indem Ihr von Leipzig bis Torgau Bahnhof fahrt, von dort mit dem Bus A in Richtung Torgau. An der Haltestelle Leipziger Straße verlasst Ihr den Bus. Wenn Ihr noch mehr wissen wollt, wann das Höhenfeuerwerk an der Elbe startet, nutzt diesen Link:

- <http://www.torgauer-weihnachtsmarkt.de/#programm>

Des Rätsels Lösung

In Heft 56 haben wir Euer Wissen über Halloween getestet:

1. ALLERHEILIGENSTRIEZEL
2. NUTCRACKNIGHT
3. LUTHERBONBONS
4. JACKOLANTERN
5. IRLAND
6. AMERIKA
7. RUEBE
8. HARZ
9. SPREEWALD

Der etwas andere Adventskalender

Jeden Tag um 17 Uhr öffnet sich in Halle bis zu Weihnachten ein Türchen. Die Seite <http://adventfensterhalle.blogspot.de/> verrät Euch, wo Ihr dann etwas erleben könnt. Das ganze kostet nichts und beinhaltet neben weihnachtlichem Singen am 14. Dezember im Töpferplan 3 auch »Basteln beim Steinmetzen« in der Heinrich- und Thomas-Mann Straße 9 vier Tage vor Weihnachten.

IV Lehramt sucht ...

Die Interessenvertretung Lehramt sucht neue Mitglieder, die Lust haben, sich rund ums Lehramtsstudium zu engagieren. Ihr könnt an der Organisation verschiedener Projekte wie Workshops für Lehramtler, dem berühmten SofaKlub, dem Studienbegleitprogramm und noch vielem mehr mitwirken. Die IV ist ein Arbeitskreis des Stura.

- <http://www.zlb.uni-halle.de/bereiche/interessenvertretung/>

Weinberg

Ihr könnt am Wochenende des 21./22. Dezember eine Weinwanderung unternehmen. Dazu gibt es auf manch einem Weingut einen Kamin, oder Bratapfel, Anekdoten vom Winzer, eine Keramikausstellung und noch viel mehr. Nach Naumburg kommt ihr mit der Regionalbahn. Wenn Ihr dort auf Weinwanderung geht, dann grüßt freundlich den Weihnachtsmann, denn der ist auch zu Fuß unterwegs.

- http://www.naumburg-im-advent.de/advent_in_den_weinbergen.html

Neue Residenz

Auch in diesem Winter findet Ihr neben dem Dom wieder bis zum 23. Dezember eine Ausstellung zum Thema Winter, Weihnachten und Schneeparadies alles in kleinen, niedlichen Räumlichkeiten wieder, auch der Außenbereich wird geschmückt sein. Das ganze ist umsonst und gibt schöne Fotomotive her.

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knackig Dein Projekt!



gefördert vom Studierendenrat der MLU

Weihnachtsträtsel

Das Rentierkitz muss zum ersten Mal an der Uni eine Prüfung im Propädeutikmodul über Weihnachten schreiben, hilft doch dem Kleinen, damit es das Modul Theorie der Flugtechnik im nächsten Semester besuchen darf. Leerzeichen und Bindestriche sind vom Weihnachtsmann nicht erwünscht.

1. Wie heißt der Zweig, unter dem sich Engländer und Amerikaner zu Weihnachten ein Küsschen geben?
2. Wer hat angeblich den Weihnachtsmann erfunden?
3. Was war nach Lorient »früher mehr«?
4. Von welchem Evangelisten der Bibel stammt die bekannteste christliche Weihnachtsgeschichte?
5. An welchem Tag im Januar feiert die russisch-orthodoxe Kirche ihr Weihnachten?
6. In welchem deutschen Bundesland liegt das Dorf Himmelpfort?
7. Welches Rentier hat eine rote Nase?
8. Wer bringt in einigen evangelischen Familien am Heiligen Abend die Geschenke?
9. In welchem Ozean befindet sich die Weihnachtsinsel?
10. Wer spielt in der Weihnachtsgeschichte nach Charles Dickens die Hauptrolle?
11. Was hängen englische Kinder auf, um Geschenke von Santa Claus zu bekommen?
12. Welches Wort versucht Kay im Palast der Schneekönigin vergeblich zu legen?

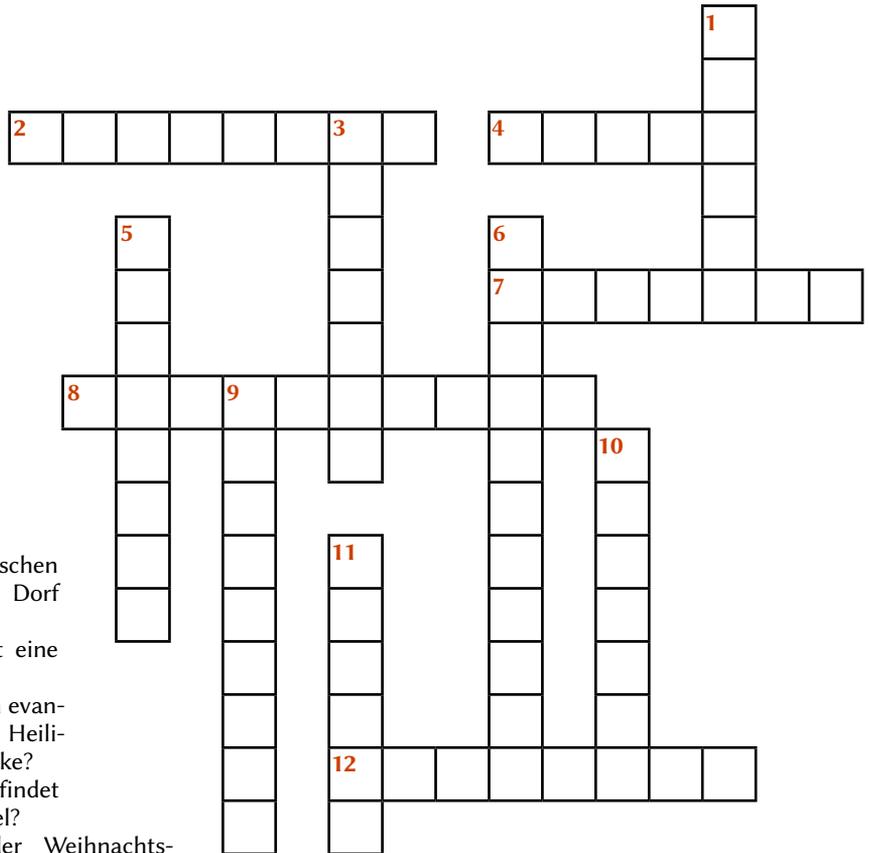


Foto: Johanna Sommer